11.45—12.45: Besichtigung der Kirche, der Grabsteine und Wälle der Hohensyburg.
12.45—14.15: Mittagessen auf der Hohensyburg.
15—16.30: Rast in „Gethmanns Garten" in Blankenstein.
17.45: Ankunft in Gelsenkirchen.
20.15: Treffen im Hans-Sachs-Haus und
20.30—21.15: Vortrag Otto Sigfried Reuter: Germanische Astronomie.

Freitag, den 21. Mai:

8 Uhr: Abfahrt Hans-Sachs-Haus in der Vattmannstraße zu den bronzezeitlichen Gräbern auf dem Giesenberg und dem Langeloh bei Castrop-Rauxel.
11.45—13.30: Führung durch das Bergbau-Museum in Bochum.
14 Uhr: Mittagessen und Abschluß der Tagung auf dem Wasserschloß Berge.

Auf Grund besonderen Entgegenkommens stehen am Freitag weiter zur Wahl:

1. Einfahrt in ein Kohlenbergwerk. Auf eigne Gefahr.
2. Besichtigung der Werkausstellung der „Gutehoffnunghütte" in Oberhausen. Gibt Einblick in das industrielle und bergbauliche Schaffen. 660 Meter unter der Erde, sauber und ungefährlich.
3. Besichtigung der Röhrenwerke der „Deutschen Eisenwerke", einziges Werk dieser Art in Deutschland.

Als Erklärer und Führer an den germanischen Stätten sind außer dem Führer der Ortsgruppe Gelsenkirchen, Herrn Willms, Professor Teudt, Professor Wüst, Dir. Beyer, Dr. Huth und Dr. Brüns, ortskundige Herren vorgesehen. Dauer der örtlichen Erklärungen jedesmal etwa 10 Minuten.

Die Fußmärsche sind kurz und nicht anstrengend und gut über den Tag verteilt. Autopreise für die beiden ersten Tage etwa RM. 2,70 und 2,80. Am Freitag RM. 1,50.

Mittagessen (Eintopf) RM. 1,00—1,10.

Anmeldungen (und Wohnungsgesuche) bis 8. Mai erbeten an das Verkehrsamt in Gelsenkirchen, Hans-Sachs-Haus. Wer die Pfingstferien in der wunderschönen Heide nördlich Gelsenkirchen oder in den Bergen um Hagen zu verbringen wünscht, wende sich um Auskunft an den Verkehrsverein Gelsenkirchen oder Hagen.

Der Tagungsbeitrag (einschließlich Vorträge, aber ohne Autofahrt und Mittagessen) beträgt wie bisher RM. 4,— und ist bis zum 8. Mai einzuzahlen auf das Konto „Pflegstätte für Germanenkunde" 1614 bei der Lippischen Landesbank in Detmold. Von Besuchern, die nur an einem Tage an der Tagung teilnehmen, ist am Treffpunkt ein Unkostenbeitrag in Höhe von RM. —,50 zu entrichten. Schülerkarten für alle Veranstaltungen die Hälfte.

Wer nur die abendlichen Vorträge zu hören wünscht, zahlt an der Abendkasse RM. —,30.

Die Tagung ist öffentlich, ihr Besuch steht allen Freunden unserer Bestrebungen frei, auch wenn sie nicht Mitglieder unserer Vereinigung und nicht Leser von „Germanien" sind.

Auskunftsstelle und Wohnungsnachweis am Dienstag, dem 18. Mai, im Verkehrsverein (gegenüber dem Hauptbahnhof) und im Eingang des Hans-Sachs-Hauses.

Anmeldungen zu den drei industriellen Führungen am Freitag werden am Dienstag und Mittwoch abend im Hans-Sachs-Haus entgegengenommen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Viergutz, Leipzig. D. A. I. Vj. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Mai 1937 Heft 5

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9^{IV}
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 5

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt eine englische Darstellung der Maikönigin mit dem Pfingstochsen (vgl. den Aufsatz „Heilige Hochzeit und Mailehen in England".)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9^{IV} zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:
Gedanken zur Sinnbildforschung

Von Dr. R. F. Viergutz

Blättert man in Büchern und Schriften über germanische Sinnbilder, Zeichen und Runen, so wird man meist ein Gefühl der Unbefriedigung nicht los. Nicht nur gehen die Auffassungen über den Sinn der einzelnen Zeichen weit auseinander, nicht nur erscheinen die ihnen untergelegten Bedeutungen nur zu oft banal oder weit hergeholt, sondern auch die Meinungen über das Wesen des Sinnbildes selbst ermangeln vielfach der Klarheit und inneren Folgerichtigkeit. Hier klar zu sehen, ist jedoch das erste Erfordernis einer Sinnbilddeutung.

Die Frage nach dem Wesen des Sinnbildes führt unmittelbar in das tragende Grundgebälk jeder wissenschaftlichen Besinnung, in die Weltanschauung, und so liegt auch die nächste Schwierigkeit des Sinnbildverstehens darin, daß wir modernen Europäer in einer geistigen Welt leben, in der Sinnbilder kaum vorkommen und jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es ist für uns nicht l e b e n s w i c h t i g, gewisse Sinnbilder zu kennen und richtig anzuwenden; weder zur Sicherstellung unserer Nahrung, noch zum Schutze unseres Hauses, weder zu unserer Gesundheit noch zum Heil unserer Seele glauben wir mehr Sinnbilder nötig zu haben — im Gegensatz zu sog. „primitiven" Völkern, die man aber besser „naturverbundene" nennen sollte.

In allen naturverbundenen Volkskulturen, zu denen auch die germanische vor der Bekehrung zum Christentum gehörte, ist das Sinnbild von entscheidender Wichtigkeit. Wenn jedoch solche ursprungsreinen Rassen und Kulturen sich vermischen, ist immer eine Entseelung der betreffenden Kultur die Folge, und damit werden auch ihre Sinnbilder zugunsten von B e g r i f f s z e i c h e n vernachlässigt. Die Kultur geht damit ihres „mythischen Mutterschoßes" (Nietzsche) verlustig, sie wird versachlicht und verfachlicht, verfällt der „Anwendung" (Frobenius).

Hat sonach unsere moderne Kultur keinen Raum für das Sinnbild, so kommt, sein Verständnis erschwerend, noch die besondere „wissenschaftliche" Haltung vieler Forscher hin-

zu. In der Einstellung zur germanischen Religion hat sich ja im Laufe der Jahrhunderte ein ständiger Wandel vollzogen. Unsere Ahnen mußten bei ihrer Bekehrung den alten Göttern förmlich abschwören[1]; die Bekehrer glaubten nicht, daß Wodan oder Donar bloße Phantasiegebilde seien, sondern sahen in ihnen, wenn auch unholde, so doch wirkliche und wirkende Wesen, Teufel. Diese Wertung teilte sich natürlich den Bekehrten mit, und sie, die sich vordem im Sippenfrieden und im Bunde mit ihrem „Freundgott" („fulltrui") vor Unholden sicher wußten, lernten in der Folge Teufelsfurcht und Aberglauben, bis sie schließlich der furchtbarsten aller Verirrungen des Geistes, dem Hexenwahn, verfielen. Und indem die Kirche an die Stelle der heimischen, erlebten Wahrheit eine fremde, zu erlernende setzte, unterbrach sie die Verbundenheit der Germanen mit ihrem Quellgrund, nahm sie ihnen die Bezogenheit auf den lebendigen Sinn ihres Daseins — die germanischen Sinnbilder verblaßten, da sie nicht mehr mit gutem Gewissen erlebt werden konnten.

Die Reaktion auf die Knebelung der Geister im Mittelalter war die Aufklärung mit ihrer Vergötterung der Vernunft. Und — so weit wir uns heute von einem bloßen Vernunftglauben entfernt wähnen — die von ihm erzeugten Voreingenommenheiten fälschen immer noch die Weltanschauung vieler Forscher und hindern ein wahres Verstehen unserer alten Sinnbilder. So kommt es denn, daß man in immer neuen Abwandlungen versucht, die Sagen, Mythen und Zeichen als Niederschlag oder Nachklang tatsächlicher Vorgänge der äußeren Natur zu deuten, der Eiszeiten oder anderer einschneidender Ereignisse. Nicht weniger Ausdruck des bloßen Vernunftglaubens ist die Meinung, die Götter- und Heldensagen seien im Grunde genommen eine Art unzureichender Geschichtsschreibung, sollten also die Erinnerung an hervorragende Persönlichkeiten, Erfinder, Könige oder Heerführer bewahren[2]. Schließlich entstammt aufklärerischer Haltung noch eine dritte Art der Mythendeutung, die zwar auf den ersten Blick weit „geistiger" aussieht, das ist die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Lehre, die, in ihrer Unfähigkeit, echte Sinnbilder zu verstehen, sie alle als „Allegorien" auffaßte, d. h. als „Verkörperungen", „dichterische Vorstellungen" oder „Verpersönlichungen" von Naturmächten, wie Wetter und Wind, Sonne, Wolken, vor allem des Gewitters[3].

Die Zeit liegt noch gar nicht so weit hinter uns, da jede andere Auffassung der Sinnbilder als „unwissenschaftlich" galt, als „phantastisch" und „schwärmerisch". Aber wer selbst nicht imstande ist, Sinnbilder zu erleben, vermag sie auch mit allem Rüstzeug gelehrter Wissenschaft nicht zu enträtseln. Es gehört zum Wesen des Sinnbildes, daß es gar nicht mit den Denkmitteln „exakter Wissenschaft" — die allesamt nach dem Vorbilde der exakten, d. h. mathematischen Naturwissenschaft gebildet sind — erfaßt und begriffen werden kann. Vielmehr *gehört zur „Deutung" eines Sinnbildes eine Geisteshaltung, die derjenigen ähnlich ist, aus welcher einst das Sinnbild entstand*. Das aber ist nicht die Haltung des erkennenden Wissenschaftlers, der auf begriffliche *Erkenntnis* von „Tatsachen" eingestellt ist, sondern die Haltung des „Weisen", der auf *Deutung* der, als Sinnbild erlebten, Erscheinungen gerichtet ist. Ihm werden schließlich alle Erscheinungen zum Sinnbild, d. h. zum Bilde des

[1] „Forsachistu diobolae? ec forsacho diabolae. end allum diobolgeldae? end ec forsacho allum dioboldoglae. end allum dioboles uuercum? end ec forsacho allum dioboles uuercum and uuordum Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them unholdum the hira genotas sind ..." In Neuhochdeutsch: Verleugnest du den Teufel? Ich verleugne den Teufel. Und alle Teufelsopfer? Und ich verleugne alle Teufelsopfer. Und alle Teufelswerke? Und ich verleugne alle Teufelswerke und Worte, Donar und Wodan und Saxnot und alle Unholde, die ihre Genossen sind. (Aus dem sächsischen Taufgelöbnis des 8. Jahrhunderts.)

[2] Diese rationalistische Ausdeutung z. B. der Wodangestalt findet sich schon bei Snorri Sturluson in dessen Königsbuch. Als weiteres Beispiel sei Carlyles „Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte" genannt.

[3] „Mythen sind in die Form von Erzählungen umgesetzte Wahrnehmungen von der Wirksamkeit der Naturmächte", definierte Ernst Siecke in seiner „Indogermanischen Mythologie", Leipzig o. J. Vgl. auch K. Ph. Moritz.

ewigen Lebensgrundes, seiner Wesen oder Seelen, die in den wechselnden Bildern erscheinen. Denn „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" vor dem Blicke des Weisen, und „das Äußere ist ein in Geheimniszustand erhobenes Inneres" (Novalis).

Wir können nicht glauben, daß die religiösen Sinnbilder unserer Ahnen Abklatsch von äußeren Ereignissen, Allegorien, „Verkörperung" von Begriffen sein oder, bestenfalls, nur auf „Einbildungen" und „Selbsttäuschungen" zurückgehen sollten. Hier vor allem ziemt uns Ehrfurcht und Bescheidenheit. Den Alten waren tiefere Einsichten in das Wesen der Erscheinungen möglich als uns so vielwissenden Enkeln. Man muß den herkömmlichen historisch-aufklärerischen Standpunkt verlassen und den Mut haben, in den „heidnischen" *Göttern erlebte Wirklichkeiten* anzuerkennen, man muß endlich das Reich der seelischen Wirklichkeit entschlossen bejahen und davon abkommen, in allen Erscheinungen nach einer verstandesmäßigen Erklärung zu suchen. Es läßt sich eben *nicht* alles in den Netzen der Begriffe auffangen. Jeder Lebensvorgang, und sei er noch so schlicht, ist viel mehr, als der erkennende Verstand darüber aussagen könnte. Die Wirkung der Musik, der Duft einer Blüte, das Lachen eines Kindes, der Rhythmus einer Trommel — wer wollte sie jemals ausschöpfen? Wer freilich nicht an göttlich-schöpferische Mächte glaubt und an die Möglichkeit, mit ihnen zeitweise in *unmittelbare* Verbindung zu treten, dem müssen alle Sinnbilder als unverbindliche Ausgeburten der Phantasie erscheinen, die nur dann sinnvoll werden, wenn man sie in ein Zweckgefüge einreihen kann.

Eine einfache Überlegung hätte schon davor bewahren sollen, den Sinn der Sinnbilder in sinnlichen Dingen zu suchen. Wie könnte z. B. das Hakenkreuz ein „Sinnbild der Sonne" sein, da doch die Sonne selbst, weil jedermann sichtbar und verstehbar, nicht erst eines geheimnisvollen „Sinnbildes" bedarf! Ein „Sinnbild" ist, das sagt ja schon das Wort, ein „Bild" für einen „Sinn", d. h. für etwas an sich Unsinnliches, Unbildliches, das aber eben des Bildes bedarf — nicht um zu wirken, aber — um wahrgenommen, sinnfällig werden zu können.

Dagegen ist die von *Montelius* stammende Umschreibung „Sonnenrad" nicht unglücklich, da sie denn deutlich darauf verweist, daß es sich hier um ein „Sonnenzeichen" handele, das, einem rollenden Rade vergleichbar, Umschwung und Wiederkehr enthalte, u. z. nicht der stofflichen, sinnlichen Sonne, sondern der kreisenden Sonne als Sinnbild, in dem alles Lichte, Hohe, Reine, strahlende Helle und wärmende Liebe, aber auch Freude, wachsendes Leben, endlich Blühen, Reifen, Welken und Neuwerden des Jahres, ja des Lebens selber, mitgemeint sind! Es ist das *Wesen* der Sonne, vom schauenden Germanen mit göttlichem Namen benannt, dem er Andacht und Verehrung zollte, dem er sich zu vermählen, dem er ähnlich zu werden trachtete, und das sich ihm in verschiedenen Bildern offenbarte, je nach den besonderen Seiten dieses Wesens, daher denn, wie Herman *Wirth* nachgewiesen hat, das Steigen und Sterben der Sonne und des Jahres das immer wiederkehrende Grunderlebnis eines großen Reichtums von Zeichen und Mythen geworden ist.

Gerade der schlichte, unverbildete Mensch erlebt die Welt als Sinnbild; ihm ist z. B. „Blut" auch heute noch etwas ganz anderes als ein „flüssiges Gewebe" mit so und so viel Millionen roter und weißer Blutkörperchen usw. usw. — diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse bedeuten für die Einsicht in das *Wesen* des Blutes rein nichts — sondern ihm ist Blut eben ein „besonderer Saft", Bild, sinnfälliger Ausdruck für eine Erlebnisganzheit, die sich etwa mit den Worten: Rassengeist, Ahnenverbundenheit, Verwandtschaft, Lebens- und Liebeskraft und -Drang umschreiben ließe. Daher die Wichtigkeit des „Blutes" für mancherlei „abergläubisches" Brauchtum, und daher die rote Farbe als Sinnbild für Geschlecht, Licht, Liebe und Leben! (Die Bänder an Jul- und Maikranz müssen rot sein, alles andere ist sinnlos.)

Wir müßten daran verzweifeln, je Sinnbilder und Zeichen unserer Ahnen deutend zu verstehen, wenn es uns nicht möglich wäre, selbst noch Sinnbilder zu erleben. Das tun

wir aber täglich und nächtlich, am bekanntesten im Traum, da die in uns mächtigen Seelenregungen ihren Ausdruck in Bildern finden, ebenso eigenartig flüchtig in ihren Umrissen und doch ausgesprochenen Charakters wie sie selbst. Und diese Bilder, bedeutsam nicht durch ihren Gegenstand, den sie „abbilden“, sondern durch ihren Charakter, dem sie, als etwas Spitziges, Plumpes, Bedrückendes, Erhebendes, oder wie immer, sinnfälligen Ausdruck verleihen, kehren dann auch oft in Tagträumen wieder, in Zuständen der Gelöstheit, besonders aber vor dem Einschlafen, wenn die Gedanken beginnen, durcheinander zu laufen.

Alle diese Bilder sind eingebettet in bestimmte Gefühle, etwa des Quälenden, des Vorwurfsvollen, oder auch der stillen Freude, der sicheren, glückstarken Selbstbestätigung. Und man weiß auch im Grunde um die gefürchteten oder gewünschten Zustände, deren bildmäßiger Ausdruck sie sind, man weiß heute Träume zu deuten, d. h. versteht ihre Bilder als Erscheinung und Ausdruck bestimmter Sinngehalte, bestimmter sinnhafter Regungen in unserer Seele.

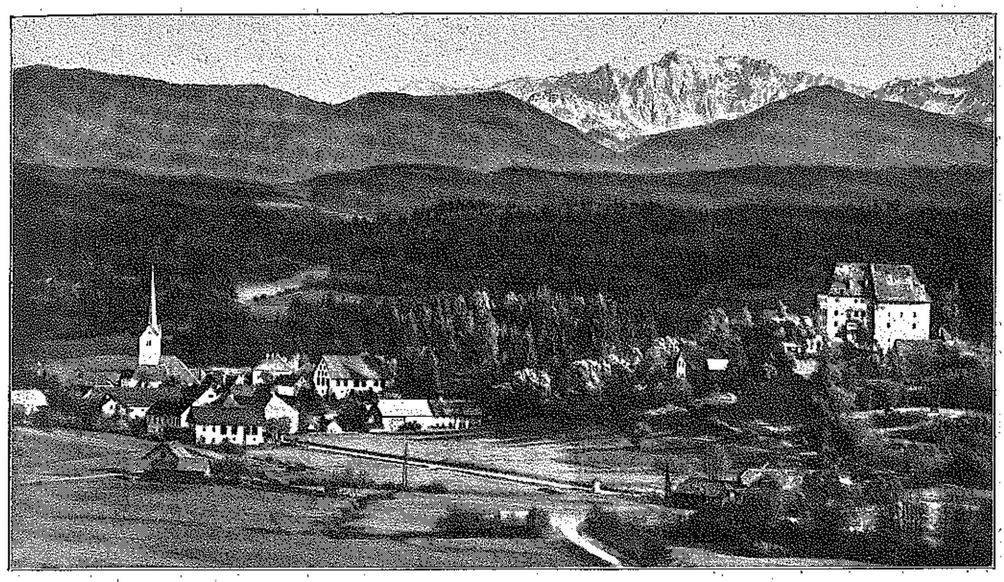
Gewisse Bilder, Abbilder von Naturdingen — Baum, Quell, Rad, Kröte u. v. a. — liegen gleichsam bereit, um Sinnträger für ganz bestimmte seelische Zustände und Erfahrungen, Wünsche oder Ängste zu werden, und es ist heute durch die Untersuchungen namentlich C. G. Jungs erwiesen[1], daß in den Mythen typische Erfahrungen der Menschen unserer Rasse Ausdruck gefunden haben, daß sie die für unsere Rasse typischen Verhaltensweisen an schicksalhaften Wendepunkten der Entwicklung zum Menschen widerspiegeln — so etwa die Lösung von den Eltern, die Gattenwahl, die Berufsfindung, das Altern ...

Streng genommen ist auch die Sprache ein Gefüge von Sinnbildern. In ihrer Ausdrucksweise bewahrt sie wesentliche Züge des mythischen Weltbildes, so, wenn wir davon sprechen, daß der Weg sich einen Berg hinauf winde, der sich aus der Ebene erhebt, um etwa auf einer Seite steil abzustürzen! Aber auch die Worte und Sätze sind Sinnbilder, wenigstens in ursprünglicher, ausdruckskräftiger Sprache, wie sie noch heute von echten Dichtern erreicht wird. Unterscheidet man mit Ludwig Klages[2] von den Begriffsworten (z. B. „Punkt“, „Verschiedenheit“) die Bedeutungsworte (z. B. „Nacht“, „Jugend“, „Kälte“), so spürt man vor allem in diesen noch den Nachhall des Erlebnisses, dem sie ihren Ursprung verdanken.

Die Symbolbildung in sog. abstrakten Zeichen, wie den Runen, ist gleichsam ein Gestaltungsvorgang höherer Art. In ihnen finden Erlebnisse der Menschenseele aus jenen Schichten heraus Ausdruck, in die das Tagesbewußtsein nicht hinabreicht, Erlebnisse der eigenseelischen Entwicklung, aber auch der überpersönlichen Erfahrung im Zustande heiliger Ergriffenheit. Und gar die Göttergestalten unserer Ahnen gebaren sich aus gewissen Erlebnissen der germanischen Seele, die aber nicht von dem einzelnen willkürlich aufgesucht werden können, sondern in denen sich eine schaffende, gestaltende Macht überwältigend kund tat. Die geheimnisvollen Zeichen und meist weißen Tiere aber — die weiße Schlange mit dem güldenen Krönlein, die weiße Hirschkuh mit dem güldenen Geweih, der weiße Schwan mit dem güldenen Kettlein — entschleiern sich als Bilder für den Charakter seelischer Zustände oder Entwicklungsstufen ...

Das also ist es, was wir von einem Sinnbildforscher verlangen müssen: Ehrfurcht vor der Weisheit der Ahnen, Offenheit der seelischen Wirklichkeit und Vertrautheit mit ihren Gründen und Hintergründen, soweit sie uns heute auf Grund der Selbsterfahrung und der Versenkung in die religiösen Zeugnisse nordischer Völker zugänglich sind, eigene hohe seelische Entwicklungsstufe und den schauenden Blick des Weisen. So wird er imstande sein, selbst Sinnbilder zu erleben und nachzuerleben, und so kann er uns, meistert er zudem den Stoff, neue Quellen völkischer Kraft erschließen.

[1] Vgl. „Geist als Widersacher der Seele“, Leipzig, S. 94 u. ö.
[2] Vgl. „Seelenprobleme der Gegenwart“, Zürich 1931.



Moosburg, wo die von Karlmann erbaute Festung stand, in der König Arnulf seine Jugendzeit verlebte
Aufn. Schilcher

Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt

Wie Funde von germanischen Gebrauchsgegenständen und gewisse geschichtliche und volkskundliche Tatsachen bezeugen, waren schon vor der Slawenzeit Germanen in Kärnten ansässig. Die von Paulus Diaconus erwähnte Besetzung des Gailtales durch die Langobarden, die Zugehörigkeit Kärntens zum Reiche der Ostgoten, Franken und Langobarden lassen es als sicher erscheinen, daß die um 590 einbrechenden Avaren und Slawen hier schon auf starke germanische Ansiedlungen stießen. Aber bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts kamen die Slowenen durch Herzog Odilo von Bayern unter die Oberhoheit der Bayern und 788 wurde Karantanien von Karl I. dem fränkischen Reiche eingegliedert. In verschiedenen Teilen des Kerngebietes von Kärnten setzte nun die deutsche Einwanderung ein. Geistliche und adelige Grundherren empfingen von karolingischen und deutschen Königen reichen Grundbesitz im Lande und siedelten hier deutsche Bauern und Bürger an. Zahlreiche Urkunden beweisen, daß die deutsche Besiedelung schon damals in großem Umfang einsetzte und von dauerndem Erfolg begleitet war. Die erste Urkunde dieser Art stammt aus dem Jahre 822.

So ist es denn nicht erstaunlich, daß in den älteren Kärntner Urkunden, etwa von 800—1260, Namen von Helden aller germanischen Sagen mannigfach verewigt sind, und zwar in althochdeutscher wie mittelhochdeutscher Lautgebung, weil eben die Sage bis ins hohe Mittelalter in Liedform immer neue Blüten trieb. Aus der Lautgestalt und zeitlichen Bestimmbarkeit der urkundlichen Heldennamen läßt sich mittelbar auf die dichterische Sagenform schließen, der sie entnommen sind.

Keine andere germanische Sage ist das ganze Mittelalter hindurch und im ganzen Bereiche der germanischen Sprachen so allgemein in den Besitz aller Stämme eingegangen und so reich von der Dichtung behandelt worden wie die Nibelungensage. Schon

um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert kommen in Bayern Namen aus der Nibelungensage als Personennamen vor. Sie wurden wohl in Anlehnung an die Heldensage gegeben, weil sie erst aus der Dichtung sinnvolle Bedeutung gewannen. So bezeugt denn das Vorkommen von Heldennamen in vornehmen Familien, daß die Heldensage zu jener Zeit in mündlicher Überlieferung noch lebte. Auf das Schicksal und den Charakter des Helden kommt es bei der Namengebung nicht durchaus an, sondern nur auf die besondere Lebensführung und Tüchtigkeit der betreffenden Heldengestalt.

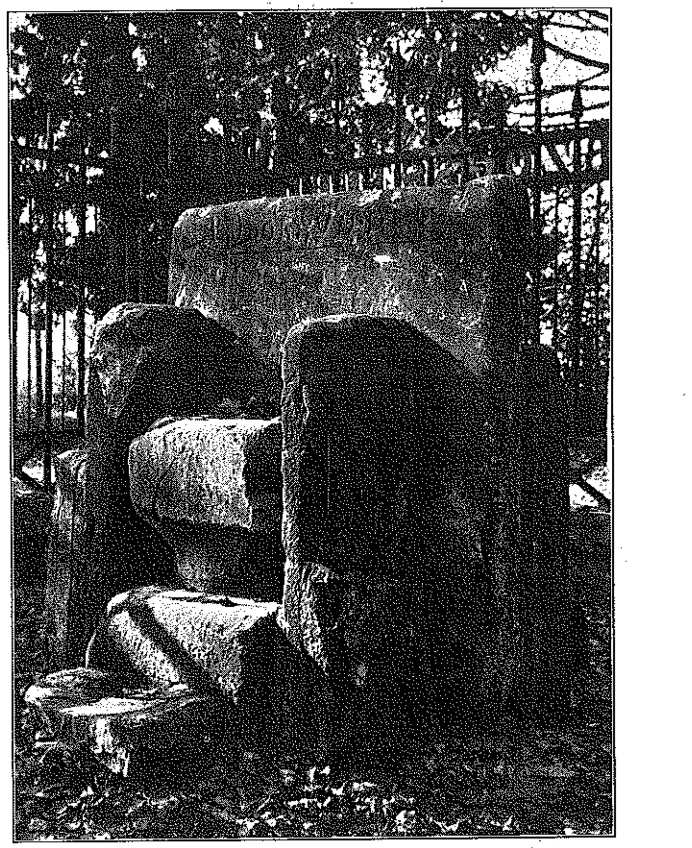
Wohl tritt der Name Nibelung im 8. Jahrhundert außer Gebrauch, weil man das üble Schicksal dieses Geschlechtes nicht in den Bereich des eigenen Lebens ziehen mochte. Aber andere Namen aus dieser herrlichsten aller Sagen sind urkundlich weiterhin bezeugt. Sie wurden längst verschollenen, nie aufgezeichneten deutschen Heldendichtungen entnommen, deren Spuren wir erst später in englischen oder skandinavischen Heldenliedern wiederfinden.

Der in kärntischen Urkunden von 1075 an genannte Sigefridus, Sigifridus, Sigivrit, ferner Sigemunt und Fizzilo gehören dieser alten vorliterarischen Nibelungendichtung Deutschlands an. Wohl tritt Siegfried schon seit dem 11. Jahrhundert als Sohn Siegmunds auf. Der Name dieses Helden ist aus dem kärntischen Ortsnamen Sigemuntingen zu erschließen. Er wird 990 und später wieder im 12. und 13. Jahrhundert für das heutige Dorf Siebending im Lavanttal gebraucht. Sigizingun (zu Sigizo, der Koseform von Sigimunt) und Sigemuntingen heißt „bei den Leuten oder der Sippe des Sigimunt". Vom althochdeutschen Sigimunt ist auch der durch slawischen Mund gegangene Ortsname Sigmontitsch (windisch Žmotiče) bei Finkenstein abzuleiten.

Im 10. Jahrhundert ist Siegmund noch der Waldläufer, der mit seinem Neffen Sinfjötli Rache für den getöteten Vater nimmt. Von dem wilden Waldleben, das beide als Verbannte führen, wobei sie furchtbare Taten verrichten, gibt der nordische Name Sinfjötli Kunde, der in althochdeutschen Urkunden des 9. Jahrhunderts als Sintarfizzilo („der mit sinterfarbenen, gelbgrauen Schenkeln", d. h. der Wolf) erscheint, aber auch als Fizzilo, so eben in einer Kärntner Urkunde von 927. In dieser Entwicklung der Sage ist Siegfried noch nicht der Sohn Siegmunds, sondern dieser selbst bezwingt den Drachen, findet ein wunderbares Schwert, mit dem er das Untier tötet und gewinnt so den ungeheuren Schatz. Erst später sind Siegfried und Siegmund in verwandtschaftliche Verbindung miteinander gebracht worden. Die Folge davon war, daß der berühmte Held Siegfried den Vater beerbte und zum Drachentöter wurde. Siegfried trifft im Walde zwei Brüder, die sich um eines Hortes willen entzweit haben. So kommen Schilbunc und Nibelunc in die Geschichte. Beide büßen gegen Siegfried ihr Leben ein und dieser wird Eigentümer des Hortes. Scilbunch kommt seit 1143 einige Male in Kärntner Urkunden vor. Noch im Nibelungenliede muß sich Siegfried die hadernden Brüder, denen er die Teilung nicht recht machen kann, mit dem Schwerte, das er von ihnen zum Lohn empfängt, vom Leibe halten und sie schließlich töten. Siegfrieds Ankunft im Nibelungenland, der Kampf mit einem Riesen und dem Zwerg Alberich im Nibelungenliede verrät noch deutliche Spuren des älteren Hortliedes. Alberich und Alprich der kärntischen Urkunden von 889 bis 983 und Albericus des 13. Jahrhunderts ist also der verschlagene und brutale Zwerg mit der Tarnkappe, der den ungeheuren Schatz bewacht, dessen Herr später Siegfried wird. Der Name des 9. und 10. Jahrhunderts geht auf Lieder zurück, die lange vor Abfassung des großen Nibelungenliedes Siegfrieds Taten besangen, nicht aber auf das Ortnitepos, das in seiner Grundformel wohl auch altgermanisch anmutet, aber doch schon Erinnerungen an den Kreuzzug von 1217 voraussetzt. Hier ist der Zwergkönig Alberich (d. i. „Elfenfürst") ein schönes Kind und aller Zauberei kundig. Er lenkt und leitet die gefahrvolle Brautfahrt seines Vaters Ortnit und erinnert an die ähnliche Rolle Oberons aus der französischen Hüonsage, die den germanischen Namen umbildet.

Wohl schon dem *ältesten Nibelungenepos*, der sogenannten älteren „Not",

Der Herzogsstuhl auf dem Zollfelde, wo jeder Herzog von Kärnten nach seinem Amtsantritt Recht sprach und die Lehen verteilte
Aufn. Schilcher



die vielleicht bald nach 1170 von einem Bayern oder Österreicher geschaffen wurde, oder seinem unmittelbaren Vorfahren entstammen die in kärntischen Urkunden erhaltenen Namen der Burgundenkönige in den Namensformen Gundhari, Guntheri, Gundacar und Gunther (von 1050 an bis 1255 sehr häufig). In diesen verbirgt sich der geschichtliche Gundahari. In dem Namen Gisilher, Giselher, Gisler (1153 und 1190) der geschichtliche Gislahari. Gernot (in Kärnten 1195) ist erst in Deutschland an Stelle des geschichtlichen Godomar getreten.

Der älteren Dichtung vom Untergang der Nibelunge gehört nach den Jahren seines Vorkommens wohl auch schon der kärntische Name Hagano, Hageno, Hagno (1060, 1123, 1173 und öfter, aber eben nicht sehr häufig) an. Im ältesten Burgundenlied aus dem 5. Jahrhundert ist er der Halbbruder Gunthers, ein Elbensprosse, der von Anfang an den bösen Ausgang der Burgundenkönige voraussieht, aber in Kampf und Not seinen Mann stellt.

Erst in der älteren „Not" ist ihm *Volker* als neuer Genosse zur Seite gestellt. In kärntischen Urkunden begegnen wir einem Folkerus, Folcherus, Volkerus, Wlcherus von 1157 an, dann im 13. Jahrhundert öfter. Er kann wohl nur den heiteren Spielmann Volker der älteren „Not" betreffen. Sie und das Nibelungenlied verherrlichen ihn als den bis in den Tod getreuen Freund und heldischen Gefährten des finsteren Hagen.

Aber die Glanzleistung des Dichters der älteren „Not" ist die Erfindung *Rüedegers* und seiner Gemahlin *Gotelind*, bei denen die todgeweihten Nibelunge zum letztenmal vor dem unheilvollen Ende ein frohes Atemholen erleben. Als Ruodiger, Ruodeger, Ruoger, Ruotker begegnet uns sein Name von 1060 an durch das 12. Jahrhundert herauf, wo er auch Rudgerus und Rudeger heißt, in Kärnten. Daß es sich hier um lebenden Bestand der alten Heldensage handelt, beweisen die Urkunden, in denen ein Gunther als Oheim eines Ruodger und umgekehrt ein Ruodger als Oheim eines Gunther (1146) erscheint. Das heutige Riegersdorf bei Arnoldstein wird in einer Urkunde aus der Mitte des 13. Jahrhunderts als Ruedigersdorf genannt. In slawischem Munde hat es sich zu Ruodigoysdorf gewandelt. Aber auch Gotelint ist 1174 in Kärnten genannt.

Überhaupt scheint die ältere Gestalt der Nibelungensage schon im 11. und 12. Jahrhundert zum festen Bestande der Kärntner Volksüberlieferung gehört zu haben. Denn

neben den erwähnten Hauptgestalten begegnen uns in urkundlichen Namen noch weitere vertraute Gestalten dieses Kreises. Amalrich, Amelrich kommt von 995 an, dann durch das 11. und 12. Jahrhundert häufig vor. Schon im ältesten Nibelungenepos trägt diesen Namen der Bruder des Fährmanns, den Hagen vom anderen Donauufer herüberlockt und dann erschlägt. Ferner die beiden Markgrafen Gere und Eckewart. Jener ist von 1072 an als Gero und Ger einige Male in Kärnten belegt, während Ecchart, Ekkehardus, Eggehart und Ecardus sich von 1006 an und das ganze 12. Jahrhundert herauf großer Beliebtheit erfreute. Allerdings kann es sich bei diesem Namen ebensogut um den berühmten warnenden Wächter an Rüdegers Mark, den treuen Warner Eckehart der Harlungensage handeln, der schon im Lied vom Burgundenuntergang die königlichen Brüder vor ihrem Zug ins Hunnenland vergeblich zur Umkehr drängt. Endlich besteht die Möglichkeit, den Namen der Harlungensage zuzuschreiben, wo der treue Rat Eckehart die beiden Harlungenbrüder Embrika und Fritila in wachsamer Pflege hält.

Zum Gefolge der *Burgunderkönige* gehört der vom Dichter der älteren „Not" neu geschaffene Rumolt, der sich lieber an den Leckerbissen der Wormser Tafel und an schönen Frauen erfreuen möchte, als zu Etzel und Kriemhild zu reisen. (In Kärnten von 995 an und die beiden folgenden Jahrhunderte herauf bezeugt.) Von den Mannen, die an Etzels Hof für Kriemhild in den Tod gehen, finden wir in unseren Urkunden folgende Namen vertreten: Hawart (von 1050 bis 1197). Sein Name lebt auch weiter im Ortsnamen Hausdorf bei Straßburg, das um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts einige Male als Hawartesdorf überliefert ist. Ferner Markgraf Irinch, Iring (927 und 1006). Auch Eiersdorf im Bezirke Völkermarkt, im 13. Jahrhundert als Irinsdorf, Eiringesdorf genannt, bewahrt den Personennamen Iring. Irmfrit wird von 1060 an bis ins 13. Jahrhundert öfter genannt. Im Nibelungenlied eröffnet Etzels Bruder Blödelin den Reigen der schrecklichen Kämpfe. Kriemhild hat ihm für die Tötung Hagens die Mark und die schöne Braut des erschlagenen Nuodunc verheißen. Dieser ist der Sohn der Markgräfin Gotelint und vom ungetreuen Witege erschlagen worden. Sein Andenken bewahrt der Name Nuodunch, den Gurker Urkunden um die Mitte des 12. Jahrhunderts wiederholt führen.

Den Namen *Kriemhild* scheint man wohl aus Scheu vor der schrecklichen Trägerin vermieden zu haben. Ihr wie ihrer Mutter Ute Name kommt in Kärntner Urkunden nicht vor. Wohl aber der ihres Söhnchens Ortlieb, das sie schon in der älteren „Not" ihrer blinden Rachsucht hinopfert. Als Ortlieb, Ortleibus, Ortelebus ist sein Name in kärntischen Urkunden von 1159 an einige Male überliefert.

Österreichischer und bayrischer Sagenpflege ist die Verbindung *Dietrichs* mit der Nibelungensage zuzuschreiben. Schon seit dem 8. Jahrhundert ist für bayrische Vorstellung der Gotenheld Dietrich von Bern untrennbar mit dem Hunnenhofe verbunden. Ihm und seinem treuen Waffenmeister Hildebrand bleibt es vom bayrischen Kriemhildlied an bis zum Nibelungenlied vorbehalten, das große Ringen am Hunnenhofe zu Etzels Gunsten zu entscheiden. Der Beliebtheit dieser Sagengestalt entspricht die Häufigkeit des Namensvorkommens in Kärnten als Theodericus, Theotrich, Dietrich von 889 an durch das ganze Mittelalter.

Verschiedene zeitlich auseinanderliegende Gestalten und Ereignisse der gotischen Geschichte waren in den mittelalterlichen Sagendichtungen um Dietrich zu einer Erzählungseinheit verschmolzen worden. So lebt sein Vater Theodemer (5. Jahrhundert) als Dietmar im Rabenschlachtlied weiter. Ihm entsprechen in kärntischen Urkunden Theotmarus, Diotmar und Diethmar, ein von 927 bis 1263 sehr häufig gebrauchter und beliebter Name.

Dietrichs Mannen, die kühnen *Wülfinge*, stehen unter Führung des Meisters Hildebrand. Kärntner Urkunden führen den Namen Hildebrand im 12. Jahrhundert sehr häufig. Hildebrands Neffe ist der aus der Nibelungensage bekannte tollkühne Draufgänger Wolfhart. Sein Name begegnet hier von 957 bis zum 13. Jahrhundert. Von den übrigen Wülfingen

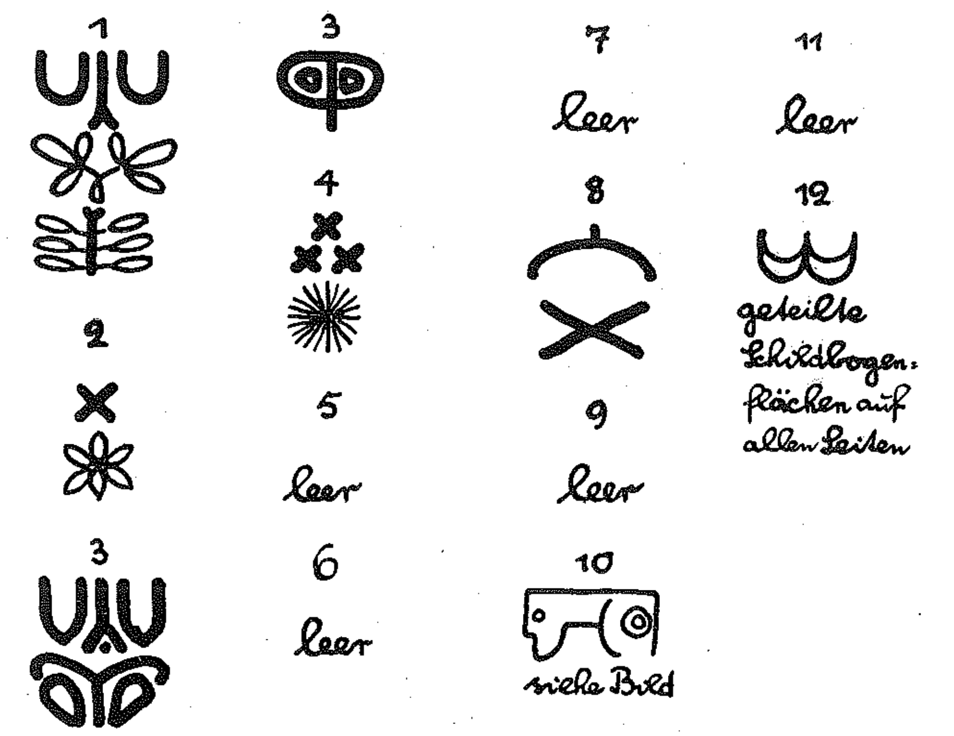
wird Wikhart von der Mitte des 11. Jahrhunderts an ziemlich häufig erwähnt als Wihhart; endlich Helferich, Helpfrich von 1161 bis 1220 und Dietrichs noch kindlicher Bruder Diether, den der treulose Witege erschlägt. Ein Ditherus de Guetenstain wird 1266 und 1267 genannt. Noch in den späteren Dietrichepen, wo germanischer Sagenstil schon vielfach von mittelalterlicher Spielmannsdichtung verdrängt wird, treten die Wülfinge als ständige Gefolgschaft des Berners auf. Wir finden sie in dem beliebten Personennamen Wulfing, Wülfinc, Wölfinc in Kärnten von 1050 an bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Aus dem deutschen Wülfing wird in slawischem Munde lautgerecht Ulbing, ein noch heute in Kärnten verbreiteter Familienname. Zum Kreise der Dietrichsage gehört endlich noch Wolfrat, in Kärnten zwischen 1090 und 1214 oft gebraucht. Ein Wolfratisdorf bei Gurnitz wird zu Beginn des 12. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. (Schluß folgt.)

Die Kapelle von Drüggelte bei Soest

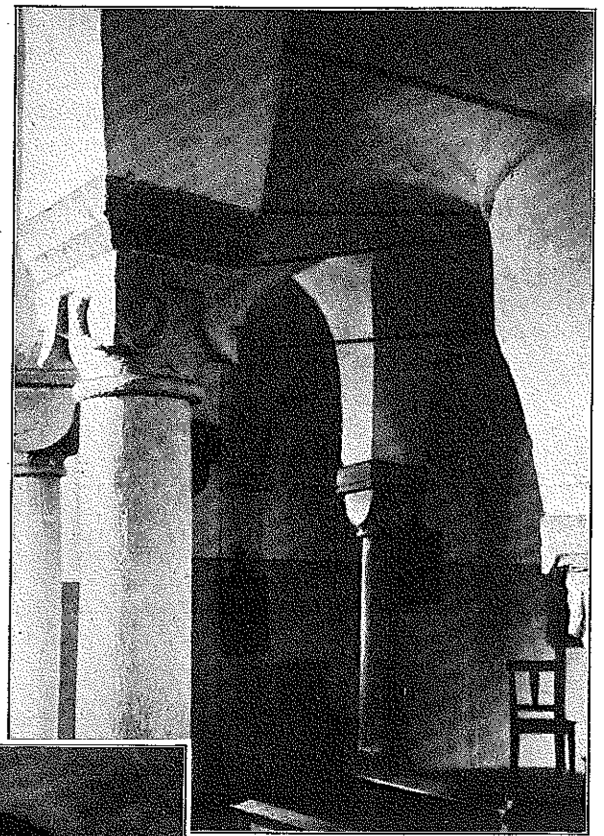
(Schluß)

Dr. Werner Müller

Im ersten Teil der Untersuchung wurde dargelegt, daß die Kapelle von Drüggelte in die lange Reihe germanischer Kalenderdenkmäler gehört. Der innere Säulenring geht auf die Vierteilung des Gesichtskreissonnenjahres, der äußere auf die Zwölfteilung der Monate. Die Verzierungen der Schildbogenflächen passen auf die nordischen Jahreslaufzeichen. Dabei stimmt es nachdenklich, daß die Kapitelle der Säulen 5, 6, 7, 9 und 11 glatt, also wahrscheinlich abgemeißelt worden sind. Die schematische Wiedergabe der Schildbogenskulpturen ergibt folgende Zeichenreihe:

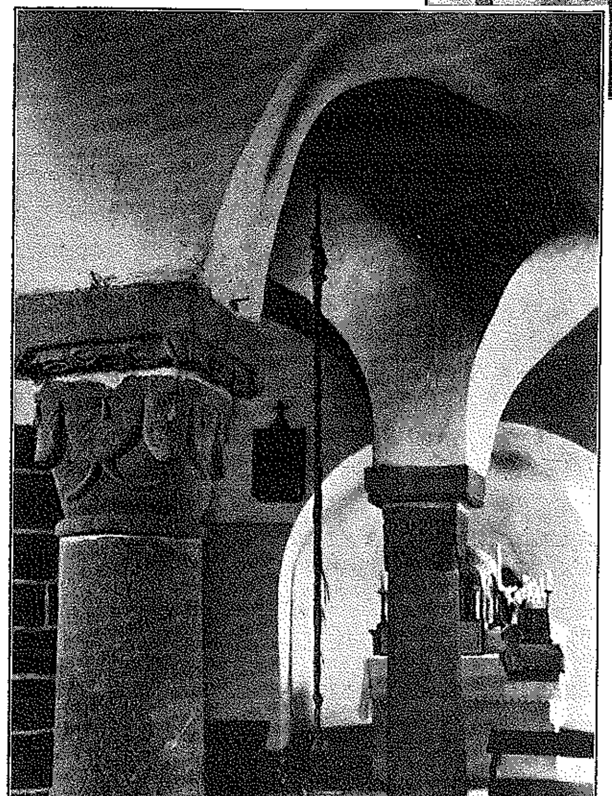


Eine genauere Erklärung ist überflüssig. Allzuviel läßt sich dem verstümmelten Zeichensatz nicht mehr entnehmen. Im äußeren Säulenring, der wie alle Jahreskalender im Südpunkt ansetzt und über Osten, Norden, Westen den Horizont umkreist, zeigt Säule 1 (Süden) die Symbole für Neujahr, Wintersonnenwende: den ∩-Bogen, die Schlinge mit den Dreiblattenden und das wachsende Bäumchen. Säule 2 führt Malkreuz und Sechsstern, 3 den senkrecht geteilten Kreis usw. Die beiden inneren Stützen (13 und 14) tragen Mattenmuster und Fischsymbol (13; = Osten), bzw. 8 Gesichter (14; = Westen), die so angeordnet sind, daß nach jeder Seite drei Köpfe erscheinen.



Säule 10. Links dahinter 9 mit glatten Schildbogenflächen

Aufnahmen: K. Th. Weigel



Säule 14 im Vordergrund. Weiter zurückstehend Säule 13 mit deutlichem Kerbschnittmuster

Dieses eigenartige Kapitell schlägt eine Brücke zur volkläufigen Überlieferung, die bis heute an dem heidnischen Ursprung der Kapelle festgehalten hat. Ihr ältester schriftlicher Niederschlag ist eine oft besprochene Notiz des Kölner Kanonikus und Geschichtsschreibers Fley: „Bei der Belagerung von Soest im Jahre 1447 verschonten die Feinde, was sehr bemerkenswert ist, das Kloster Paradies. Gleichzeitig gingen die Höfe zu Druchgelte am Möhneflusse durch fromme Schenkung an dieses neue Kloster über. Auch befand sich in dem sehr alten Tempel daselbst, der jetzt noch steht, vormals ein Bild der Göttin Trigla mit drei Köpfen, zu dem die Heiden in größter Not hilfeflehend ihre Zuflucht zu nehmen pflegten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Dörfchen von eben diesem Bilde seinen Namen erhalten hat. Dieses Standbild (statua) ging im Jahre 1583, im Truchsessischen Kriege, gänzlich zugrunde."[1]

Benkert hat das Urbild jener Trigla in dem dreiköpfigen Kapitell erblicken wollen und verweist demgemäß die ganze Stelle in das Reich der Phantasie[2]. Nun ist Fley gewiß nicht zuverlässig, aber die Bemerkung über den Heidentempel stellt in diesem Falle den Zusammenhang mit der Volkstradition sicher. Die noch im vorigen Jahrhundert mündlich umlaufende Sage berichtet:

„Diese Kapelle ist ehemals ein heidnischer Tempel gewesen; die Leute in Druchelte erzählen auch, daß die Sonne durch eine der äußerst schmalen Lichtöffnungen am Johannistage gerade beim Aufgang ihre ersten Strahlen werfe."[3]

Eine andere Fassung lautet: „Nur an dem einen Tage der Sommersonnenwende soll der erste Morgenstrahl durch eines der kleinen Rundaugen eindringen, einen langen Lichtstreifen durch das Innere ziehen und danach im ganzen Jahre nicht wieder."[4]

Dieses eindrucksvolle Ineinandergreifen bautechnischer Tatsachen und volkläufigen Wissens schlägt die bisherigen Theorien über Drüggelte aus dem Felde.

Nur ein schwerwiegender Einwand ist bis jetzt außer acht geblieben; ein Einwand, der bei jeder Rückdatierung eines norddeutschen Mauerwerks in vorkarolingische Zeit erhoben wird: Die Frage nach dem germanischen Mörtelbau. Denn der beherrschende Werkstoff Germaniens war das Holz. Die weiten, unerschöpflichen Wälder boten ihre Stämme für das kleinste wie das größte Gerät: für Schiff und Haus so gut wie für Löffel und Faltstuhl und damit zugleich für jede Kunstbetätigung. Die wenigen Stücke, bei denen der Gebrauchszweck eine größere Härte verlangte, Messerklingen, Lanzenspitzen, Dolche, haben das Wesen der nordischen Kultur als einer Holzkultur nicht zu ändern vermocht. Die Verwendung des Steines in weiterem Umfang ist dem Norden fremd, ist aus dem Süden gekommen, aus den Mittelmeerländern, und stellt eine mit Kloster-, Kirchen- und Stadtbau einrückende Verfremdung dar. — Soweit die Norm. Aus diesem Allgemeinbild darf aber nicht das Fehlen jeden Wissens um Steinbautechnik gefolgert werden; vor allem nicht die Unkenntnis des Mörtels als eines Bindemittels. Zwar sucht die landläufige Ansicht neben vielem anderen auch das deutsche Mörtelverfahren aus der Antike herzuleiten, aber durch die fadenscheinigen Belege[5] sieht nur die bekannte Schreibstubentheorie von der Überlegenheit der mittelmeerischen Völker.

---

[1] Hermann Fley (Stangefol), Opus chronologicum et historicum circuli Westphalici. Köln 1656, 364/365.

[2] Benkert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 110/111, 117 ff.

[3] Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, 2 Bde., Leipzig 1859, I, 217/18.

[4] Grimme, Das Sauerland und seine Bewohner, 2. Auflage, Münster und Paderborn 1886, 108.

[5] Die auf den Steinbau bezüglichen angeblichen Lehnwörter ergeben eine fast beängstigende Reihe. Kluge zählt nicht weniger als fünfzehn auf. (Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, 3. Auflage, Straßburg 1913, 14/15). Die Entlehnung verlegt man in

Die Grabungen auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen im Mittelfränkischen Jura hätten hier zu denken geben sollen[1]. Es handelt sich um eine Wallanlage der jüngeren Bronze- oder ältesten Hallstattzeit, die in ihrer Konstruktion — Holzbalken mit Steinlagen — durch regelrechten Kalkguß gefestigt ist. Solchen Kalkguß hat man auch noch bei weiteren Hallstadtwällen des Schwäbischen Jura aufgefunden[2].

Bei dem regen Kulturaustausch zwischen dem urkeltischen Kreis, dem diese Befestigungen angehören, und dem vordringenden Germanentum rechtfertigt dieser seltsame Befund weitreichende Vermutungen.

Auf die Eigenwüchsigkeit einer nordischen Mörtelbaukunst deuten noch andere Tatsachen. So die germanische Wölbetechnik, auf die Seeßelberg aufmerksam gemacht hat. „Die ... in Anwendung gekommenen Gewölbe sind höchst originell und können m. E. kaum in ursächlichem Zusammenhange mit irgendeiner Gattung südländischer Gewölbe gestanden haben; schon deshalb, weil es sich hier keineswegs um Keilschnittkonstruktionen, sondern lediglich um Kappenbildungen handelte, deren Haltbarkeit in der Hauptsache auf der Kohäsion des überaus reichlich verwandten Mörtels beruht. Zu den Wölbungen verwandte man ebensolche Steine, wie zu den senkrechten Mauern; die auf der konvexen Gewölbefläche klaffenden Fugen wurden hierbei mit kleineren Steinsplittern „ausgezwickelt". Auch die höchst eigenartige Form der „wulstartig" um den Mittelpfeiler herumgewundenen Gewölbe schließt doch wohl die Annahme eines fremden Einflusses auf diese Bauweise gänzlich aus."[3] Dieser Hinweis ist auch für Drüggelte entscheidend. Würde eine Prüfung der dortigen Tonnenwulste dieselben Mörtelgewölbe freilegen, wie sie die nordischen Denkmäler, z. B. die Bornholmer Rundkirchen besitzen, so wäre dies eine neue Bestätigung des vorromanischen Alters und weiterhin eine gegründete Veranlassung, endlich die Frage eines einheimischen germanischen Mörtelbaues umfassend in Angriff zu nehmen.

Nebenbei sei bemerkt, daß der äußere Türbogen mit seiner Keilsteinumrahmung eine Gewölbeuntersuchung durchaus nicht überflüssig macht. Der Türvorbau kann keine ursprüngliche Form verkörpern; sonst wäre die Stellung der beiden Portalsäulen, die eine skulpturierte Schildbogenfläche zur Wand wenden, unbegreiflich. Der zentimeterbreite Raum zwischen Kapitell und Mauer gestattet gerade noch, die Verzierungen zu ertasten. Man bringt diesen Kapitellschmuck nicht an solchen Flächen an, die dem Beschauer entzogen sind, vorausgesetzt, daß von vornherein der Standort der Werkstücke festgelegt ist. Das Portal dürfte also weitgehende Änderungen mitgemacht haben. Rückschlüsse von hier auf die Zwölfeckkonstruktion sind voreilig.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Frage des germanischen Mörtelbaus kein Hemmnis bietet für einen vorfränkischen Ansatz der Drüggelter Kapelle.

Notwendig ist in erster Linie eine gründliche architektonische Untersuchung der Einzelheiten, die bis jetzt noch fehlt. Sie wäre auch kunstgeschichtlich von Wert, denn Drüggelte

die ersten Jahrhunderte nach Zeitwende. Man beruft sich dabei auf Tacitus, Germania 16, demzufolge den Germanen Zement und Ziegel unbekannt waren; sodann auf Ammianus Marcellinus XVII, 1, wonach domicilia curatius ritu romano constructa in den Maingegenden von Julian 360 niedergebrannt wurden. Zwischen diesen beiden Notizen müßte also die Entlehnung des Mörtels zeitlich zu suchen sein. Daß unter diesen „Entlehnungen" manche zweifelhaft sind, hat Weber wahrscheinlich gemacht (Rundluke gegen Sonnenaufgang, Germanien 1932, 1 ff.), und zwar gerade an dem wichtigsten Wort „Kalk". calx urverwandt mit angs. heall „Steinbau", „Halle aus Steinen". Germanisches Parallelwort für Kalk ist „Leim", altn. lim; angs. lim = bitumen (Erdpech) und cement (Kitt, Mörtel). Eine neue Wertung der stofflichen Überlieferung wird die sprachlichen Belege mehr in Richtung der Urverwandtschaft hineinschieben.

[1] Eidam-Gunzenhausen, Eine prähistorische Befestigung auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen, Korrespondenz der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XLIII. 1912, 140/141.

[2] Ebenda, Gößler in der Diskussion 141/142.

[3] Seeßelberg, Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, 80.

ist kein Irrblock auf dem weiten Feld der Stilperioden, sondern gehört in die große Gruppe germanischer Zentralbauten.

Vor nunmehr fast vierzig Jahren hat Seeßelberg dargetan, daß die sämtlichen auf germanischem Boden vorkommenden Zentralbauten sich selbständig aus germanischen Urformen entwickelt haben, und daß diese Zentralbauten — unbeschadet der nachher hinzugetretenen fremden Einzelformen — unter sich eine anfangs rein germanische, später erst romanisch verschwägerte „Bautenfamilie" bilden. Und zwar repräsentieren „die noch heute in Jütland, Südschweden und auf Bornholm vorhandenen Rundkirchen ... einen sehr alten autonom-germanischen Bautypus, der in den prähistorisch-germanischen Burgbauten wurzelt"[1]. Seeßelbergs umstürzenden Erkenntnisse sind dahin zu ergänzen, daß diese Bauten in ihrer eigenartigen Konstruktion eine architektonische Verkörperung des germanischen Weltbildes vorstellen, daß sie also letzthin steinerne Zeugen eines versunkenen Glaubens sind. Eines Glaubens, der in den bäuerlichen Wehrkirchen seine letzte Gestalt fand, wenn hier auch das nordische Erbe verloren ist bis auf die uralte Verkettung von Burg und Gottheit.

Die Gruppierung des Raumes um einen Mittelpunkt, entweder um einen massiven Pfeiler (Oles-, Nylars- und Nykirche auf Bornholm) oder um eine Säulentrommel (Osterlarskirche auf Bornholm; Drüggelte) oder schließlich um eine gedachte Mitte (Karlskapelle in Nymwegen; ferner die Begrenzung durch einen kreisartigen oder regelmäßigen vier-, acht-, zwölf- oder sechzehneckigen Mauerzug sind Einzelheiten, die nur im germanischen Altertum richtig zu verknüpfen sind. Wobei rein technisch schon die geschilderte Gewölbekonstruktion, deren Haltbarkeit auf den Mörtelmassen beruht, nicht auf dem Ineinandergreifen von Keilschnittsteinen, jeden ursächlichen Zusammenhang mit dem Süden ausschließt.

Ohne Zweifel ist dieser bauliche Typus uralt, selbst wenn die Geschichte der einzelnen baulichen Exemplare nicht immer in urzeitliche Tiefen hinabreicht. Zu den jüngeren Stücken gehören z. B. die Bornholmer Rundkirchen, bei denen der organische Ansatz des Ostchores die christliche Herkunft belegt, wenn auch die sonstigen Einzelheiten wie die Gesamterscheinung ein einziges Zeugnis für die Zählebigkeit germanischen Bauschaffens sind.

Die mittelmeerische Einstellung der Fachgelehrten sucht für diese autonom-germanische Architektur Vorbilder im Orient. Auch für Drüggelte verweist man auf die byzantinischen Teile der heiligen Grabeskirche in Jerusalem, ohne sich die Frage vorzulegen, woher denn der Orient sein Zentralbausystem erhalten hat, ohne darauf einen Gedanken zu verschwenden, daß eine uralte Verwandtschaft die Tatsachen leichter aneinanderschließt als die geistlose Abklatschtheorie, die immer dann nötig wird, wenn man die Geschichte unseres Volkes mit den Karolingern beginnen läßt. Die Verbindung des Frühmittelalters mit südlichen Baugliedern hat heillose Wirrnis angerichtet. Sie entfließt nicht allein der Unkenntnis der skandinavischen Denkmäler, sondern vor allem dem Mangel an Tastsinn für die vorkarolingische Kunst. Diese Mauer muß fallen. Und der lohnendste Einsatz zu einer Neuausrichtung unserer kunstgeschichtlichen Vergangenheit ist der schöne kleine Bau an der Möhnetalsperre.

Quellennachweis

Die wichtigsten Arbeiten über Drüggelte, in denen der gesamte Stoff zusammengetragen ist, sind:

Benkert: Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 54, 1896, 103 ff. Nachtrag von Nordhoff 55, 1897, 264.

[1] Seeßelberg, Die früh- und mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, 79 und 89. (Vgl. zum indogermanischen Zentralbau jetzt auch Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst, Heidelberg 1936. Zusatz Dr. Huth.)

Giefers, W. E.: Drei merkwürdige Kapellen in Westfalen, 2. Aufl., Paderborn 1854.
Wilms, F.: Der Heidentempel zu Drüggelte, eine altgermanische Sternwarte, Vortrag in der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Essen und Hagen 1934, 46 Seiten. Maschinenschrift des Textes im Archiv des Rasse- und Siedlungsamtes der SS., Berlin.
Wilms hat die Ortung der Fenster entdeckt und als erster beschrieben.

Weitere benutzte Literatur:

Barczat, W., Soest's Stadtbild in seiner Entwicklung, Heimatblätter der Roten Erde 1921, Sonderheft Soest, 240 ff.
Bock, Franz: Die germanische Gothik, München 1932.
Eidam-Gunzenhausen: Eine prähistorische Befestigung auf der gelben Bürg bei Gunzenhausen, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XLIII, 1912, 140 ff.
Fley, Hermann (Stangefol): Opus chronologicum et historicum circuli Westphalici, Köln 1656.
Grimm, Friedrich Wilhelm: Das Sauerland und seine Bewohner, 2. Aufl., Münster und Paderborn 1886.
Heider, Gustav: Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark, Mitteilungen der Kaiserl. Königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, I, 1856, 53 ff.
Kluge, Friedrich: Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, 3. Auflage, Straßburg 1913.
Kuhn, Adalbert: Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, 2 Bde., Leipzig 1859.
Ludorff, A.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest, Münster 1905.
Lübke, Wilhelm: Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853.
Otte, Heinrich: Handbuch der christlichen Kunstarchäologie des Deutschen Mittelalters, 5. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1883/1884.
Seeßelberg, Friedrich: Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin 1897.
Seibertz, Joh. Suibert: Urkunden zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, 3 Bde., Arnsberg 1839.
Tappe, Wilhelm: Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, 2 Bde., Essen 1823/1824.
Weber, Edmund: Rundluke gegen Sonnen-Aufgang, Germanien 1932, Heft 1.
Wirth, Herman: Die heilige Urschrift der Menschheit, Lieferungswerk, Leipzig 1931 ff.
Witte: Über die künstlerischen Beziehungen zwischen den westlichen Hansestädten und Schweden-Gotland um das Jahr 1200, Vortrag auf der 48. Jahresversammlung des Hanseatischen Geschichtsvereins in Köln 1925; Bericht in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde 1925/26, 35 ff.
Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst I, 1856, 31/32: Baptisterien in Deutschland (v. Quast).

Zum Grundriß. Eine zuverlässige Vermessung der Kapelle fehlt. Alle bislang veröffentlichten Grundrisse sind in einem wichtigen Punkt unrichtig: der Stellung der inneren Säulentrommel. Bei Lübke (Tafelband, Tafel XIV), dem Otte (I, 110) und Seeßelberg (83) folgen, sind die Pfeiler nach links aus der Säulenachse 1 › 7 herausgedreht. Die primitiven Zeichnungen Tappes (Tafel 1, Nr. 7 und 8) und Benkerts (Tafel II) setzen die Pfeiler genau in die Richtung 1 › 7, während in Wirklichkeit die innere Vierung etwas nach rechts gegen den äußeren Säulenkreis verschoben ist. Annähernd richtig ist der Grundriß bei Ludorff wiedergegeben (Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest, Münster 1905, 35); leider zu klein (Maßstab 1:400).

In der vorliegenden Arbeit wurde die Aufnahme Seeßelbergs verwandt nach Berichtigung der inneren Säulenstellung durch eine Faustvermessung des Verfassers.

„Volk und Vaterland in ihrer Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgang.

Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde." **Johann Gottlieb Fichte**

Der Jahrgott von Trier

Ein Denkmal ältesten germanischen Weinbaus

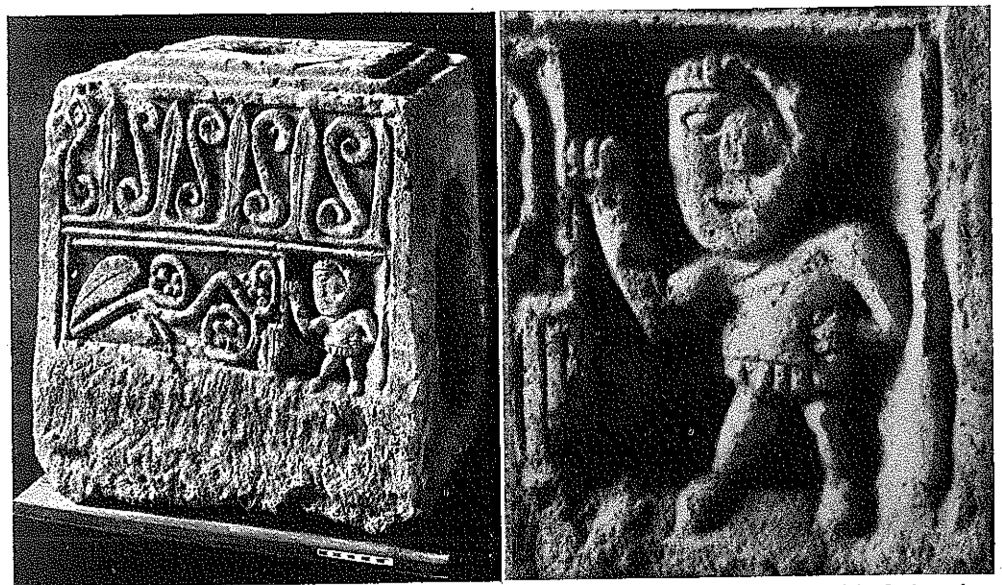
Von Albert Becker

Zahlreich sind die Bildwerke des Provinzialmuseums zu Trier, die als Denkmäler römischen Weinbaues an der Mosel gelten. Sieben wenig bekannte, aus Trier selbst stammende Denkmale dieser Art hat Siegfried Loeschcke vor einem Jahrzehnt einmal eingehender behandelt[1]. Wer heute manche dieser Darstellungen betrachtet, gewinnt mehr als damals den Eindruck, daß sich hier vielfach einheimisches, bodenständiges Wesen der germanischen Treverer hinter römischer Form versteckt und einen eigenartigen, eben arteigenen Ausdruck sucht; erst neuerdings hat uns ja auch von sprachwissenschaftlicher Seite her Leo Weisgerber gezeigt[2], daß die kulturelle Haltung der Treverer mehr nach Osten und der südöstlichen Nachbarschaft als nach Westen ausgerichtet war. Ich möchte nun heute nur auf jene wohl geschlossene Figurengruppe aufmerksam machen, deren Bedeutung auch für Loeschcke noch nicht völlig geklärt war, als er 1926 darüber schrieb; ich glaube, sie darf heute in neuem Lichte gesehen werden.

Nach Loeschcke handelt es sich bei diesen 1901 in der Fleischstraße zu Trier und wohl im Bereich des einstigen dortigen Kapitols gefundenen Steinen zunächst um einen würfelförmigen Sockel (Abb. 1). Nur die Vorderseite trägt Bildschmuck: oben einen Fries in einem, wie Loeschcke sagt, bekannten frührömischen Ornamentmotiv, das aus einem lanzettförmigen Blatt und zwei daran sich anlehnenden S-förmigen bzw. umgekehrt S-förmigen Spiralen besteht; darunter eine von links nach rechts wachsende Ranke mit großen Keimblättern und drei Trauben an den spiralförmigen Enden. Rechts neben der Ranke steht

1 Siegfried Loeschcke, Bilder aus dem römischen Weinbau auf in Trier gefundenen Steindenkmälern, in: Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1926, S. 193—197, mit Abbildungen im Text und auf Tafeln.

2 Leo Weisgerber, Sprachwissenschaftliche Beiträge zur frührheinischen Siedlungs- und Kulturgeschichte, I: Die Namen der Treverer (1935).



Aufn. Rhein. Landesmuseum

Abbildung 1

a) Trierer Sockelstein mit „Männchen" b) Das „Männchen" in seiner Nische

in einer nischenförmigen Vertiefung ein *kleiner Mann*. Dazu kommt ein flacher Sockelstein (Abb. 2—4) mit Reliefverzierung auf drei aneinandergrenzenden Seiten. Stets ist auch hier eine traubentragende Ranke dargestellt, von der zahlreiche Blätter abzweigen. In den Ranken stehen und sitzen Vierfüßler und Vögel: auf der linken Seite ein langbeiniger Vogel, der eine Schlange angreift, und ein kleiner Vogel (Abb. 3) auf der Vorderseite ein Hase (nach Loeschcke: Kaninchen) und ein kleiner rückwärtsblickender Vogel (Abb. 4); auf der rechten Seite ein Hirsch (Abb. 2). Als dritter Stein gesellt sich dazu ein hier nicht abgebildeter hoher altarförmiger Sockel, der nur unten auf drei Seiten Blatt- und Spiralornamente zeigt, wie sie auf dem würfelförmigen Sockel auch vorkommen; die vierte Seite zeigt ein unregelmäßiges Gittermuster und am schmalen oberen Ornamentstreifen ein Perlband, das an der Vorderseite des Sockels je an der Ecke symmetrisch ergänzte kreisverzierte Rundscheiben aufweist. Nach der Größe seiner Standfläche hält Loeschke es für nicht ausgeschlossen, daß dieser dritte Sockel auf dem obengenannten flachen Sockelstein (Abb. 2 bis 4) gestanden haben könnte. Im ganzen haben wir es m. E. ohne Zweifel mit einer Art von *Kultdenkmalen* zu tun.

Abb. 2—4. Trierer Sockelstein
Aufn. Rhein. Landesmuseum



Loeschke sagt zusammenfassend: „Daß diese im Kapitol (zu Trier) gefundenen Steine nicht aus der römischen Kaiserzeit stammen sollten, ist höchst unwahrscheinlich. Ich möchte mit Hettner annehmen, daß — trotz des in seiner Unbeholfenheit ‚fränkisch‘ anmutenden Männchens — alle drei Steine aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt stammen. Im Hinblick auf ihren eigenartigen Stil möchte ich aber glauben, daß sie von einem nur an Holzschnitzarbeit gewöhnten Einheimischen in

Anlehnung an römische Formen in den weichen Metzer Kalkstein geschnitten worden sind.“

Zur Deutung der Darstellung meint Loeschcke: „Die Ranken mit den Beeren sollen Weinranken darstellen. Sind auch die meisten Blätter zur Unkenntlichkeit vereinfacht worden, so ist doch auf dem Hirschbild — rechts unten in der Ecke (Abb. 2) — ein Blatt noch in der naturalistischen mehrlappigen Form des Weinblattes eingemeißelt worden. Die Tiere sind die Schädlinge im Weinberg. Auf ähnlichen (andern) Denkmälern kehren beerenfressende Vögel und beerenfressende Schlangen wiederholt wieder. Auch der Reiher mit Schlange (Abb. 3) ist ein beliebtes Motiv, und der traubenfressende Hase (Abb. 4) ist jetzt noch in Italien gefürchtet. Auch das *Männchen* (Abb. 1) gehört aufs engste zu den *Reben*. Unbeachtet ist bisher nämlich geblieben, daß vor ihm, unter dem Ende der Rebe, ein kleines Faß mit Dauben und Reifen deutlich zu erkennen ist. Auf dem Faß liegen zwei Weinbeeren, es ist also unzweifelhaft ein Weinfaß. Daneben steht der glückliche Besitzer des Weinberges, für dessen Porträtdarstellung keine römische Vorlage herangezogen werden konnte.“

Bei Betrachtung des „*fränkisch anmutenden Männchens*“ (Abb. 1), das offenbar der Deutung die meisten Schwierigkeiten entgegenstellte und doch gerade der Ausgangspunkt für eine neue Deutung wird, fällt uns die nicht durch die Raumkomposition allein bedingte eigentümliche *Haltung* (in der trennenden, beachtenswerten *Nische*) auf, die mich stark an den hier schon wiederholt behandelten „*Zwiefachen*“ erinnert[1]. Loeschcke sieht in dem Männchen den glücklichen Besitzer des Weinberges und in dem Denkmal die älteste Steinurkunde für den Weinbau an der Mosel, die seiner Ansicht nach etwa 200 Jahre vor der Regierung des Kaisers Probus, des Förderers rheinischen Weinbaues, liegen soll. Mag der Stein in diese Zeit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zu setzen sein oder etwa späteren Tagen angehören, jedenfalls dürfen wir in dem schlichten Denkmal das Werk eines germanischen Steinmetzen sehen, der hier allem Anschein nach seine *Glaubensvorstellungen* mit dem *Weinbau*, so gut er es künstlerisch konnte, nach germanischer Holzschnitzart in Steintechnik verband. Meiner Ansicht nach galt es ihm also nicht so sehr, den Besitzer des Weinbergs zu porträtieren, als vielmehr den gerade über dem Weinbau besonders waltenden *sonnenwendlichen Jahres- und Lichtgott*, von dessen Segen aller Ernteerfolg letzten Endes abhängt: im Grunde das „Stirb und werde!“ der Licht und Wärme spendenden Sonnengottheit. Ohne Sonne aber gibt es ja keinen Wein, und Wein ist, nach einem Wort unserer Tage, der eingefangene Sonnenschein.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß von diesem dem Weinbau nahestehenden germanischen sonnenwendlichen Jahresgott der Mittwinterzeit auch eine Linie hinführt zu dem römischen Saaten- und Flurengott *Saturn*, der in römischer Zeit, das Winzermesser, die putatoria-Form des Pfälzer „Sesels“, in der Hand, hier am Rhein auch zum Schirmherrn unserer Rebenfluren und ihres edlen Gewächses geworden war[2]. Es ist derselbe finstere, mißgünstige und trübe winterliche Geist des Planetengottes, der zur Zeit der Renaissance wieder um die Jahreswende kreist und den es günstig zu stimmen heißt. Sind unsere Vermutungen richtig, so hätten wir in diesem *Reben-Saturn* die romanisierte Form des überdeckten germanischen Jahresgottes, der dort in Trier und hier am Rhein in Verbindung zu dem *Weinbau* tritt. Ich wage mit diesen Deutungen und Andeutungen freilich nur Vermutungen aufzustellen. Aber wahrscheinlich führt eben doch dieser Weg ins Bereich germanischen Götterglaubens und macht dieses vielleicht früheste

[1] Vgl. besonders Otto *Huth*, Der Zwiefache, in: Germanien 1933, S. 289—293; dazu Hermann *Moos*, Der Zwiefache, in: Völkischer Beobachter 1934, Nr. 154, 3. Juni und: Germanien 1934 Heft 12.

[2] Friedrich v. *Bassermann-Jordan*, Antike Winzermesser aus Pfälzer Weinbergen, in: Pfälzisches Museum 28, 1911, S. 24—25. Albert *Becker*, Volkskundliches um Zeit und Ewigkeit, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 12, 1936, S. 61.

Steinzeugnis germanischen Weinbaus am Rhein zu einem bedeutungsvollen Kultdenkmal. Der Stifter des Denkmals unterstellte wohl seinen Weinberg und Weinbau, lange bevor noch die Römer die seit Urzeiten am Rhein gedeihende Wildrebe zur Höhe des Weinbaues erhoben hatten, dem Schutz seiner germanischen Jahresgottheit und sicherte sich so Gedeihen und Hilfe gegen alle ihm drohenden Gefahren. So werden denn vielleicht auch die Tiere, die hier dargestellt sind, wie anderes anders deutbar und gestatten, das Ganze in anderem Zusammenhang zu sehen, als es bisher geschah. Neuerdings ist S. Loeschcke (Denkmäler vom Weinbau aus der Zeit der Römerherrschaft an Mosel, Saar und Ruwer, Trier 1933) nochmals auf unser Denkmal zu sprechen gekommen, ohne Neues dazu zu sagen. Daß unserm „Männchen" jede einen Gott bezeichnende Beigabe — etwa das Rad oder der Schlegel des keltischen Sucellus — fehlt, bestärkt uns nur in der Annahme, daß wir hier einen germanischen Jahresgott vor uns haben, wie er ganz allgemein und zu allen Jahreszeiten über dem licht- und wärmehungrigen Weinbau steht, allermeist zur Zeit der Sonnenwende. Seine Stellung in dem Rechteck aber, dem Zeichen des Grabhauses, erinnert uns an den Jahrgott von Gliende (O. Huth, Germ. 36, S. 364).

Jedenfalls erlaubt, schon rein äußerlich betrachtet, auch das spreizbeinig hingestellte Trierer Männchen mit seiner auffallend erhobenen Rechten und gesenkten Linken einen Vergleich mit dem Männchen von Öchsen, mit den kultischen Gestalten vom Hirsauer Glockenturm Peter und Paul, vom Quedlinburger Dom, aus Speyer und den anderen, deren Reihe sich für den Aufmerksamen immer mehr verlängert, vor allem mit dem schon erwähnten Jahrgott auf dem Stein von Gliende. Zeitlich bleibt freilich noch manche Frage ungelöst, da die ebenerwähnten Bildwerke zumeist viel jünger sind als wohl das Trierer Männchen. Aber dafür reicht dieses wieder heran an zeitlich ihm näherstehende Felszeichnungen vom Kriemhilden-(oder Brunholdis-)Stuhl bei Bad Dürkheim, an die man in manchem erinnert wird, wenn man die Trierer Symbolik vergleichend betrachtet[1].

Und zwischen der älteren Trierer wie Dürkheimer Kultsymbolik auf der einen und den Gestalten „romanischen" Gepräges (um 1050) auf der andern Seite steht — von den weit, weit älteren skandinavischen Bohuslän-Felszeichnungen abgesehen — vermittelnd die Gestalt eines fränkischen Grabsteines von Niederdollendorf im Bonner Provinzialmuseum[2]. So hätten wir denn in diesen Zeugnissen die vielhundertjährige Überlieferung einer Körper- und Geisteshaltung, die erst um das Jahr 1000 nach der Zeitwende verklingt und die — in unserm neuen Deutschen Gruß eine Wiederauferstehung feiert. Ja dieser letzten Endes gleichgeartete Deutsche Gruß, bei dem wie dort im Stein die Rechte erhoben wird und die Linke gesenkt bleibt, darf nach geschichtlich bezeugter Überlieferung heute einen 1000. Geburtstag feiern. Berichtet uns doch die Chronik zur Wahl und Königskrönung des Volkskönigs Otto I. im Jahre 936[3] von einer in diesem Zusammenhang höchst beachtenswerten Tatsache. Der neue König wurde zu Aachen dem Volke vorgestellt mit den Worten: „Sehet, hier führe ich euch vor den von Gott erkorenen und vom Herrn und Gebieter Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum König erhobenen Herrn Oddo; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt." Darauf, so meldet die Chronik, hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigen Rufen dem neuen Führer Heil.

[1] Hirsch, Vogel, Schlange u. a. begegnen hier wie dort. Zum Schrifttum über den Kriemhildenstuhl vgl. Albert Becker, Vom Teufelstein zum Heiligenberg, in: Germanien 1936, S. 163—169. Dazu jetzt als Privatdruck erschienene Ausführungen Adolf Stolls (Bad Dürkheim, Juni 1936) und Albert Becker, Osterei und Osterhase (1937).

[2] Hans Lehner, Führer durch das Provinzialmuseum in Bonn, I: Führer durch die antike Abteilung. Bonn 1915, S. 222, Tafel XXIX (2. Aufl. 1924).

[3] Vgl. Widukinds Res gestae Saxonicae, auch Rerum gestarum Saxonicarum libri tres genannt; dazu Veit in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1935, S. 177.

Nietzsche und die Germanen

Von Hans Eggert Schröder

Wenn man hier und da gelegentlich auf das Thema „Nietzsche und die Germanen" zu sprechen kommt, so geht es einem damit zumeist ähnlich wie mit dem Thema „Nietzsche und die Frauen": man stößt auf völlig falsche und unzureichende Vorstellungen. Wie sich bei diesem fast automatisch das oft mißbrauchte und mißverstandene Zitat einstellt: „Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht", so begegnet man bei jenem durchweg dem Schlagwort von der „blonden Bestie"; und darüber hinaus sucht man vergeblich nach näheren Kenntnissen, wie in Wahrheit Nietzsches Stellung zu den angeschnittenen Fragen aussieht. Es mag deshalb verlohnen, über das bezeichnete Thema endlich wenigstens in großen Zügen Klarheit zu schaffen.

Es ist gewiß, daß Nietzsche weder in seiner Schulzeit auf der Pforte noch während seines altphilologischen Universitätsstudiums mit Fragen der germanischen Altertumswissenschaft in nähere Berührung gekommen ist. Die gesamte Ausbildung, die er genoß, trug ausgesprochen humanistische Züge und war von den Auffassungen dieser Geistesrichtung durchaus beherrscht. Es ist kein Wunder, wenn aus dieser Tatsache die allgemeine Vorstellung entsprang, er habe eben über das geschichtliche Leben und eigene Wesen des Germanentums nicht sonderlich viel gewußt und nichts darüber zu sagen gehabt. Dennoch ist diese Vorstellung falsch. Wenn man bedenkt, in welchem Maße er sich von Anbeginn seines eigenen Schaffens an von den durch Schule und Erziehung ihm nahegebrachten humanistischen Auffassungen gelöst hat und mehr und mehr zu ihrem Entlarver und Gegner wurde, so müßte es vielmehr umgekehrt als merkwürdig erscheinen, wenn ihm im Zuge solcher Entwicklung alle Fragen nach der völkischen Vergangenheit des Germanentums völlig entgangen sein sollten! In der Tat ist das, wenn man seine Schriften daraufhin durchsieht, auch keineswegs der Fall; derartige Fragen sind, obwohl beiläufig, durchaus in seinen Gesichtskreis getreten, und er hat seine sehr eindeutige Ansicht über sie gehabt. In bezug auf diese ist jedoch zweierlei festzustellen:

Über die Kulturstufe des germanischen Lebens hat Nietzsche — bei der teilweise in dem Stand der zeitgenössischen Forschung, teilweise in seiner solchen Fragen besonders fernstehenden Ausbildung begründeten geringen Tatsachenkenntnis — eine unzulängliche, von unserem gegenwärtigen Wissen als falsch erwiesene Vorstellung gehabt. Über die Wesensart der Germanen hingegen hat er — kraft eigener Erkenntnisse — eine Reihe von Einsichten hinterlassen, die geeignet sind, auch der gegenwärtigen Forschung noch wichtige Fingerzeige zu bieten.

Was den ersten Gesichtspunkt, die Kulturstufe des germanischen Lebens, anlangt, so war er der Meinung, daß in der germanischen Frühzeit der in der Eigenart seiner Anlage schon völlig wesensbestimmte Geist des germanischen Menschen in einer „hilflosen Barbarei der Form" dahingelebt habe. Nietzsche ist noch befangen in der seiner Zeit geläufigen Vorstellung des trunksüchtigen und faulenzenden Bärenhaut-Germanen; aber gleichwohl muß man beachten, daß, selbst wenn bei ihm Kennzeichnungen wie „faul, aber kriegerisch und raubsüchtig", „Jagdliebhaber und Biertrinker" und ähnliche Worte begegnen, mit ihnen niemals jener hochmütig-überlegene Zug von Verachtung einhergeht, wie der Bildungsmensch des 19. Jahrhunderts ihn sonst dem so beurteilten Germanen entgegenbrachte. Spricht er von „jungen, frischen Barbarenvölkern", so bedeutet das in seinem Munde sogar eine Auszeichnung, durch die Kraft und Wohlgeratenheit eines natürlichen und naturhaften Lebens der Dekadenz und Mißbildung moderner Unkultur entgegengesetzt werden; Worte wie das von der „Helden-, Kinder- und Tierseele der alten Deutschen" haben bei ihm einen sehr anerkennenden Klang. Was aber in ihnen allen zum

Ausdruck kommt, ist das Bedauern darüber, daß die Lebenskraft und rassische und seelische Veranlagung des germanischen Menschen noch nicht zu einer abgeschlossenen Eigengestaltung ihrer Lebensformen gekommen war und daher, als die christlichen Bekehrer bei ihnen eindrangen, nicht gewappnet war, ihrer listigen geistigen Überlegenheit wirksam zu begegnen. So sehr Nietzsches diesbezügliche Anschauungen auch in den Vorstellungen seiner Zeit befangen waren, so erheben sie sich doch in diesem Punkt unvergleichlich über sie und lassen sie in nahe Beziehung zu unserem heutigen Standpunkt treten. Daß er dieser Lebenskraft und Veranlagung unzweifelhaft den höheren Wert gegenüber jener geistigen Überlegenheit der Verkünder fremden Glaubens beimaß, ist unzweifelhaft.

Damit werden wir schon nahe an den zweiten Gesichtspunkt, die Wesensart des germanischen Menschen herangeführt; und bei ihm müssen wir etwas ausführlicher verweilen. Wiederum sind es zwei Leitgedanken, die uns bei einer Erörterung dieser Seite seiner Auffassung den Weg weisen. Nietzsche hat auf der einen Seite die tiefe rassische und seelische Verwandtschaft des Germanentums mit dem frühen, vorsokratischen Griechentum erkannt; er hat auf der andern Seite eine Reihe unterscheidender Wesenszüge der germanischen Eigenart gegenüber der griechischen gut zu kennzeichnen gewußt.

Die Wesensdeutung des frühen, vorsokratischen Griechentums stellt, wie man weiß, gegenüber der bislang herrschenden klassisch-humanistischen Griechen-Auffassung eine eigene, ausgesprochene Wiederentdeckung Nietzsches dar. Jene war allein am nachsokratischen Griechentum ausgerichtet gewesen und hatte es übersehen, in welchem Maße Sokrates einen Wendepunkt in der griechischen Kulturgeschichte und seine Lehre eine Verfälschung des ursprünglichen griechischen Wesens darstellt. Das Problem des Sokrates, das Nietzsche als erster erkannt hat, stellt von seinem Erstlingswerk an bis ins letzte Jahr seines Schaffens hinein einen Angelpunkt seines ganzen Denkens dar; und seine Unterscheidung der rassisch-anlagemäßigen Eigenart des Frühgriechentums von der geistig-gestalteten Leistung des Spätgriechentums ist bei ihm mit aller Sorgfalt und Ausführlichkeit durchgeführt. Es entspricht völlig der Grundhaltung seines Denkens, wenn dabei die rassische Wesensart den Vorrang erhält; und für unsere eigene gegenwärtige Denkhaltung ist seine Erkenntnis von dem tragisch-dionysischen Zug dieser rassischen Veranlagung gegenüber dem früher allein betonten und allzu einseitig gepriesenen harmonisch-optimistischen Zug der Leistung von der allerhöchsten Bedeutung. Ausführlich behandelt findet man diese ganze Unterscheidung in meiner Schrift „Nietzsche und das Christentum" (Berlin-Lichterfelde 1937); hier mag nur soviel gesagt sein: Gleichsam die zusammenfassende Charakteristik des frühgriechischen Wesens haben wir in seinen Sätzen vor uns: „Gesunder, gewandter Körper, reiner und tiefer Sinn in der Betrachtung des Allernächsten, freie Männlichkeit, Glauben an gute Rasse und gute Erziehung, kriegerische Tüchtigkeit, Eifersucht im aristeuein, Lust an den Künsten, Ehre der freien Muße, Sinn für freie Individuen, für das Symbolische." Und im Gegensatz dazu erkennt er als Wesensmerkmal des Sokratismus, „daß die alte marathonische vierschrötige Tüchtigkeit an Leib und Seele immer mehr einer zweifelhaften Aufklärung, bei fortschreitender Verkümmerung der leiblichen und seelischen Kräfte zum Opfer falle". Zugleich aber geht damit eine Rollenvertauschung der geistigen und lebendigen Kräfte im Menschen einher, die er mit den Sätzen kennzeichnet: „Während doch bei allen produktiven Menschen der Instinkt gerade die schöpferisch-affirmative Kraft ist, und das Bewußtsein kritisch und abmahnend sich gebärdet: wird bei Sokrates der Instinkt zum Kritiker, das Bewußtsein zum Schöpfer — eine wahre Monstrosität per defectum!"

Zwischen dem so gekennzeichneten frühgriechischen, vorsokratischen Wesen und der Wesensart des germanischen Menschen sieht er nun eine tiefe Verwandtschaft walten. Und dabei lebt in ihm die Überzeugung, daß durch den Einbruch des Sokratismus

in das Griechentum die griechische Wesensart zwar völlig vernichtet ist, daß hingegen unter der Herrschaft des Christentums der germanische Genius nur verschüttet ist und bis in unsere Tage hinein fortlebt, um sich endlich von jeder Fremdherrschaft zu befreien und die späte Erfüllung der gemeinsamen, aus gleicher rassischer Veranlagung geborenen griechischen und deutschen Aufgabe zu vollenden. In diesem Sinne bedeutet ihm eine deutsche Selbstbesinnung zugleich eine Wiedergeburt der hellenischen Welt.

Wenn er die Aufgabe der Begründung einer „tragischen Kultur", zu der das frühe Griechentum von Heraklit bis zu den Tragikern auf dem Wege war und die durch den Einbruch des Sokratismus verhindert wurde, als Zukunftsaufgabe der deutschen Kultur bezeichnet, so fügt er hinzu:

„Dabei lebt in uns die Empfindung, als ob die Geburt eines tragischen Zeitalters für den deutschen Geist nur eine Rückkehr zu sich selbst, ein seliges Sichwiederfinden zu bedeuten habe, nachdem für eine lange Zeit ungeheure von außen her eindringende Mächte den in hilfloser Barbarei der Form dahinlebenden zu einer Knechtschaft unter ihrer Form gezwungen hatten. Jetzt endlich darf er, nach seiner Heimkehr zum Urquell seines Wesens, vor allen Völkern kühn und frei, ohne das Gängelband einer romanischen Zivilisation, einherzuschreiten wagen: Wenn er nur von einem Volke unentwegt zu lernen versteht, von dem überhaupt lernen zu können schon ein hoher Ruhm und eine auszeichnende Seltenheit ist, von den Griechen."

Damit spricht er es aus, in welchem Lichte die rassische und seelische Eigenart des germanischen Menschen ihm erschien. Und wenn, verhängnisvoll genug, die bisherige abendländische Geschichte das sokratische Spätgriechentum als höchstes Vorbild ihres eigenen kulturellen Strebens betrachtet und das, von Nietzsche erst wieder entdeckte, „tragische Zeitalter" der Antike in seiner Bedeutung verkannt hatte, so haben wir allen Anlaß, nicht unserer germanischen Vergangenheit gegenüber das gleiche Fehlurteil zu begehen; volle Zustimmung verdient daher der Satz Otto Höflers (in seinem Buch „Kultische Geheimbünde der Germanen", Band I, Frankfurt am Main 1934): „Das ‚heitere Griechentum' ist seit Nietzsches ‚Geburt der Tragödie' nicht mehr. Unserer Zeit ist es nicht bestimmt, das zweite tragische Volk, die Germanen, als heiter zu verkennen." — Inmitten aller Niedergangserscheinungen seiner Zeit schrieb Nietzsche die siegesgewissen Sätze:

„Zu unserem Troste aber gab es Anzeichen dafür, daß trotzdem der deutsche Geist in herrlicher Gesundheit, Tiefe und dionysischer Kraft unzerstört, gleich einem zum Schlummer niedergesunknen Ritter, in einem unzugänglichen Abgrunde ruhe und träume, aus welchem Abgrunde zu uns das dionysische Lied emporsteigt, um uns zu verstehen zu geben, daß dieser deutsche Ritter auch jetzt noch seinen uralten dionysischen Mythos in selig-ernsten Visionen träumt. Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf ewig verloren habe, wenn er so deutlich noch die Vogelstimmen versteht, die von jener Heimat erzählen. Eines Tages wird er sich wach finden, in aller Morgenfrische eines ungeheuren Schlafes: dann wird er Drachen töten, die tückischen Zwerge vernichten und Brünnhilde erwecken — und Wodans Speer selbst wird seinen Weg nicht hemmen können! Meine Freunde, ihr, die ihr an die dionysische Musik glaubt, ihr wißt auch, was für uns die Tragödie bedeutet. In ihr haben wir, wiedergeboren aus der Musik, den tragischen Mythos — und in ihm dürft ihr alles hoffen und das Schmerzlichste vergessen! Das Schmerzlichste aber ist für uns alle — die lange Entwürdigung, unter der der deutsche Genius, entfremdet von Haus und Heimat, im Dienst tückischer Zwerge lebte." — Und sechzehn Jahre später fügte er, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf diese Sätze, die Erklärung hinzu: „Die tückischen Zwerge sind die Priester."

Die in solchen Worten lebende Erwartung zu rechtfertigen, ist eine höchste Verpflichtung unserer gegenwärtigen Selbstbesinnung; und in diesen und ähnlichen Kennzeichnungen des

germanischen Wesens haben wir Erkenntnisse Nietzsches vor uns, die noch unserer heutigen Forschung als Wegrichte dienen können!

Ebensowenig aber sollte man auf der andern Seite seine zwar kurzen, beiläufigen, aber kerntreffenden Bemerkungen unbeachtet lassen, mit denen er eigene Züge des Germanentums dem Wesen der Völker des sogenannten klassischen Altertums gegenüberstellt. Da finden wir etwa Hinweise wie diese: „Der Grieche hat das größte Talent zum Hören, der Germane zum Schauen." Oder an anderer Stelle: „Die Germanen hatten Exaltation, sie liebten die Seele. Die Römer liebten nur den Leib." Oder er kommt zu der Feststellung: „Die Schönheit scheint einzig griechisch zu sein ... Der Germane hat Stärke und Tiefe der Empfindung, aber geringes Schönheitsgefühl." Oder wiederum: „Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel, — aber im Süden nicht mehr!"

Jeder dieser und ähnlicher Sätze könnte zu nachdenklicher Besinnung aufrufen und einen Reichtum gedankentiefer Erkenntnisse nach sich ziehen! Recht bedacht, sind sie geeignet, unserer vorgeschichtlichen, religionswissenschaftlichen und rassenkundlichen Forschung den Blick für Tatbestände und Zusammenhänge zu öffnen, die bisher nur geringe Beachtung fanden und in diesem Zusammenhang nicht mehr ausführlich behandelt werden können.

Ausdrücklich betont er einmal, daß die neue Naturbetrachtung sich „die germanische Ansicht von der Natur — nicht die aufklärerische des Romanismus, mit seinem Emile" zum Vorbild nehmen müsse; aber ebenso — und, wie uns scheint, mit Recht — warnt er vor der Gefahr der „nordischen Unnatürlichkeit": „Alles mit silbernen Nebeln umzogen, man muß künstlich erst zum Wohlgefühl kommen; die Kunst ist dort eine Art Ausweichen vor sich selber. Ach, diese blasse Freude, dies Oktober-Licht auf allen Freuden!" — Wir glauben, daß er damit einen Zug nordischen Wesens getroffen hat, der wirklich eine Gefahr für die Erfüllung seiner rassischen Aufgabe bedeutet, so daß es verhängnisvoll wäre, ihn sich zu verhehlen oder ihn in Abrede zu stellen.

Aber wir müssen uns mit diesem kurzen Überblick begnügen, der gleichwohl ausreichend sein dürfte, die eingangs erwähnte Meinung zu widerlegen, daß das Germanentum Nietzsche mehr oder weniger fremd gewesen sei; ausreichend auch, um eine Vorstellung davon zu wecken, was sich zu diesem Thema bei ihm finden läßt. Abschließend mögen nur noch ein paar kurze Zeugnisse dafür Platz finden, wie er das Verhältnis von Germanentum und Christentum beurteilt hat.

Die Grundlinie seiner Auffassung trat schon in unseren obigen Bemerkungen hervor; und in aller Kürze läßt sich seine Stellungnahme etwa so umreißen: Nietzsche empfand die germanische und die christliche Haltung als durchaus gegensätzlich und unvereinbar mit einander; er empfand das Germanentum als überlegen an Lebenskraft, Gesundheit und Natürlichkeit, die christlichen Bekehrer hingegen an geistiger Gewandtheit und List; er traute dem Germanentum eine größere Widerstandskraft gegen die christliche Überfremdung zu als der antiken Kultur.

Diese letzte Tatsache kann uns nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß eben diese antike Kultur eine Frucht des Sokratismus und nicht der echten Wesensart des Griechentums war; und der Sokratismus seinerseits ist ja selber nichts anderes als ein „präexistentes Christentum"; durch ihn war die Antike bereits zur Annahme des Christentums vorbereitet; und so war es diesem letzten Endes ein leichtes, die nur schwach noch sich regenden Widerstände aus völkischer Kraft zu überwinden. Das Germanentum hatte eine solche schwächende Vorbereitung nicht durchgemacht, und so hatte das Christentum von ihm mehr zu fürchten als vom antiken Heidentum. Aus solchen Erwägungen heraus kommt er zu Sätzen wie:

„Das Humanistische ist von Karl dem Großen mächtig angepflanzt worden, während er gegen das Heidnische mit den härtesten Zwangsmitteln vorging. Die antike Mythologie wurde verbreitet, die deutsche wie ein Verbrechen behandelt. Ich glaube, hier lag das Gefühl zugrunde, daß das Christentum eben schon fertig geworden sei mit der antiken Religion: man fürchtete sie nicht, aber benutzte die auf ihr ruhende Kultur des Altertums; die deutsche Götterwelt fürchtete man."

Wenn gleichwohl das Christentum dank der ihm zu Gebote stehenden Machtmittel die Oberhand gewann, so berechtigt das keineswegs zu der Schlußfolgerung, es habe sich dadurch als eine dem germanischen Wesen gemäße Glaubensform erwiesen. Das Gegenteil ist der Fall: „Das Christentum ist für junge, frische Barbarenvölker Gift; in die Helden-, Kinder- und Tierseele des alten Deutschen zum Beispiel die Lehre von der Sündhaftigkeit einzupflanzen, heißt nichts anderes als sie vergiften."

Mit harten Worten kennzeichnet er die Einwirkung des missionierenden Christentums auf den germanischen Menschen, wenn er schreibt: „Man ‚verbesserte' zum Beispiel die vornehmen Germanen. Aber wie sah hinterdrein ein solcher ‚verbesserter', ins Kloster verführter Germane aus? Wie eine Karikatur des Menschen, wie eine Mißgeburt: er war zum ‚Sünder' geworden, er stak im Käfig, man hatte ihn zwischen lauter schreckliche Begriffe eingesperrt ... Da lag er nun, krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig: voller Haß gegen die Antriebe zum Leben, voller Verdacht gegen alles, was noch stark und glücklich war. Kurz, ein ‚Christ' ..."

Diese Entgegensetzung germanischer und christlicher Wesensart rundet das Bild noch ab, das sich aus Nietzsches Schriften von seiner Vorstellung von Wesen und Eigenart des germanischen Menschen ergibt. Es scheint uns lohnend, sich einmal näher mit diesem Bilde zu beschäftigen und die in ihm verborgenen Hinweise und Fingerzeige für die gegenwärtige Germanenforschung fruchtbar zu machen.

Heilige Hochzeit und Mailehen in England

Von Dr. phil. Heinz Hungerland, Leiter des Archivs für Volkskunde zu Osnabrück

„Morgen ist Sankt Valentinstag,
In aller Morgenfrüh.
Und ich, die Deern am Fenster dein,
Will sogern dein Liebchen sein!"

So singt die holde Ophelia bei Shakespeare (Hamlet Akt 4, Szene 5). Ein altes englisches Volkslied ist es, das auf die uralte Sitte den künftigen Ehegenossen durch das Los zu erfahren oder zu wählen Bezug hat. Schon ein lateinischer Dichter der Reformationszeit, Naogeorgus, beklagt diese Sitte als heidnisches Überbleibsel. Butler im „Leben der Heiligen" stellt diesen Aberglauben mit den Bräuchen beim Feste der Juno Februa am 15. Februar zusammen und berichtet, daß frommer Eifer der Geistlichkeit anempfohlen habe, beim Liebesorakel dieses Tages die Namen der Mädchen auf den Zetteln, die die Männer aus einer Büchse ziehen mußten, durch die von Heiligen zu ersetzen.

Der Volksglaube läßt auch am Valentinstage die Vögel ihre Genossinnen wählen, worauf ein englischer Dichter des 17. Jahrhunderts, Buchanan, anspielt: „Jede erkieset die Herrin, die keusch er in Liebe verehret" — „Quisque legit dominam, quam casto observit amore".

Ein englisches Valentinslied hat den Vers: „Vögel wählen die Genossin und paaren sich



Maikönigin und Pfingstochse. Nach einem englischen Stich um 1850

an diesem Tage." In Shakespeares „Sommernachtstraum" heißt es: „St. Valentine vorbei; beginnen diese Vögel erst die Paarung jetzt?"

Man glaubt es — und jedes englische oder schottische Landmädchen glaubt es noch heute steif und fest, daß die erste Person des anderen Geschlechts, die einem am Morgen des 14. Februars begegne, falls sie nicht verheiratet oder verwandt sei oder im selben Haus wohne, einem zur Ehe bestimmt sei.

Die verliebte Jugend sucht nun auch hier „den Zufall zu korrigieren" und trifft Vorsorge, daß sie nur der richtigen Person in den Weg laufe ... Die jungen Männer tragen

ihr brennendes Herz so vor Sonnenaufgang in die Nähe der Wohnung der Geliebten oder an Stätten, wo sie vorüberkommen muß, oder machen Umwege, um die Begegnung mit einer Nichtgewünschten zu meiden.

Die Mädchen setzten sich frühmorgens an das Fenster, um die Stimme des künftigen Geliebten zu hören; mit geschlossenen Augen sitzen sie da und harren Stunde um Stunde, bis er kommt und sie begrüßt: „Guten Morgen, St. Valentin ist heut!" Auf die Sitte des „Fensterlns", die auch in Deutschland noch vielerorts gang und gäbe ist, spielt das Lied der Ophelia also an.

In den Städten tritt die Sitte des „Valentinwählens" in etwas feineren Formen auf. Man sendet sich gegenseitig Verschen, meist neckischen Inhalts, Kärtchen mit Liebesgöttern und von Pfeilen durchbohrten Herzen mit der Aufschrift:

"I am thine, and you are mine
I am your dear loved Valentine!"

Diese Liebesbotschaften sind meistens an eine Apfelsine oder an einen Apfel gebunden und werden in einem unbewachten Augenblicke in das Haus der geliebten Person geschleudert. Die meisten Sendungen befördert jedoch die Post, und für die englischen Briefträger ist der 14. Februar ein schwarzer Tag.

Die liebe Jugend benutzt die Gelegenheit zu allerhand Neckereien. Beliebt ist der Scherz, einen Brief mit Kreide auf den Flur-Estrich zu malen, dann zu klopfen und weidlich zu lachen, wenn eine Person erscheint und im Glauben, der Briefträger sei dagewesen, sich nach dem vermeintlichen Briefe bückt.

An manchen Orten werden auch die Namen der Mädchen und Burschen untereinander verlost. Die so zusammengebrachten Paare halten als Valentin und Valentine dann das Jahr hindurch bei Festlichkeiten zusammen. Die Sitte erinnert an unser Mailehen.

Der mit dem Valentinstage verknüpfte Brauch, daß ein Bursche und ein Mädchen für kurze Zeit die Rolle eines Liebespaares spielen, gehört zum Ritual uralter indogermanischer Frühlingsfeste, ebenso wie die erwähnten „Mailehen" in Westdeutschland und Frankreich, wobei die Mädchen an den Meistbietenden feilgeboten werden.

Auch der Pfingstkönig oder Maikönig nebst seiner Braut gehört in diesen Vorstellungskreis.

Im Frühling, wenn alles sprießt und knospet, grünt und blüht, gehen nach dem Glauben unserer Altvordern die Mächte des Himmels, der Sonnen- oder Lichtgott und die Mächte des Erdenschoßes, die Erdgöttin, einen geheimnisvollen Bund ein, dem alle Üppigkeit der Erntegaben im Sommer und Herbst zu danken ist. Diese Vermählung der himmlischen und irdischen Gottheit bezeichnet die Volkskunde mit altgriechischer Prägung als „Heilige Hochzeit" (Hienz Gamor).

Bronzezeitliche schwedische Felsritzungen zeigen das Liebespaar ganz derb realistisch, während ein paar norwegische Goldbleche, die in einem Acker gefunden wurden, die Liebesverbindung in dezenter Weise dadurch andeuten, daß der Mann die Brust des Weibes mit der Hand berührt. Diese Bilder auf den norwegischen Goldblechen, die ich zuerst in dieser Weise gedeutet habe, sind also gewissermaßen als die Urbilder des Maibrautpaares und des Valentinpaares zu betrachten.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war einem jeden nit bekannt,
Jetzt schrei ich an das Vaterland!"
Ulrich von Hutten

Zeitschriftenschau

Der Diplomlandwirt. Jahrg. 18, Heft 4, April 1937. Georg Kutzke, **Kultische Gemeinschaftsleistung in Deutschlands ältester Bauernzeit.** Der Verfasser bringt Betrachtungen über das frühbronzezeitliche Helmsdorfer Fürstengrab. Er errechnet für die Anlage des Grabes eine Arbeitsleistung von 6000 Tagewerken und erschließt daraus, daß wir es mit einer großartigen Gemeinschaftsleistung zu tun haben. Die große Menge Holzasche im Innern der Ringmauer läßt vermuten, daß im Grabe „ein Dauerfeuer heiliger Art" gebrannt wurde. „Uns späte Nachkommen fesselt an den Ausmaßen solch eines Grabhügels nicht so sehr die Angabe von Länge, Breite und Höhe, von Durchmesser und „umbautem Raum" als vielmehr die geistige Beziehung. Wir fühlen die gewaltige religiöse Inbrunst jener frühen Zeit, wir rechnen mit zunehmendem Erstaunen die organisierte Leistung nach."

Über Berg und Tal. 60. Jahrg. Heft 3, März 1937. Friedrich Leuschner, **Beitrag zur Entstehung der Schalen („Opferkessel") im Elbsandsteingebirge.** Die gründliche Untersuchung des Verfassers hat grundsätzliche Bedeutung für die strittige Frage, ob die Schalen künstlich oder natürlich entstanden sind. Über tausend Vertiefungen hat der Verf. untersucht und dabei festgestellt, daß sie meist in Gruppen von drei bis fünfzig und mehr Stück vorkommen. Ferner befinden sich 98 v. H. auf größeren Felsen, die an weite Aussicht gestattenden Stellen liegen. Es zeigt sich ferner eine Bevorzugung bestimmter Himmelsrichtungen (Süden, Südwest, West und Nordwest). „Die gleichen Beziehungen zur Laufbahn der Sonne beobachten wir bei den zumeist an Kirchen vorkommenden mittelalterlichen Näpfchen und Rillen, die zur Gewinnung von heilkräftigem Steinstaub heimlich angelegt wurden." Die Schalen, die ovale Vertiefungen zeigen, erhalten durch ihre Längsachse einen Richtungssinn. „Auffällig ist dabei, daß oft die genaue NW-, W-, SW- und auch die SO- und NO-Richtungen vorkommen." Der Verfasser kommt also zu dem Schluß, daß die Schalen mit dem Sonnenkult in Verbindung zu bringen sind und größtenteils künstlich geschaffen wurden.

Odal, 5. Jahrgang, Heft 9, März 1937. Karl Theodor Weigel, Sinnbilder-Kulturerbe. Weigel betont, daß die Sinnbilderforschung eine selbständige Wissenschaft sei. Er umreißt einige Fragen, die diese junge Wissenschaft noch zu lösen hat. Die große Bedeutung der Sinnbilderforschung ergibt sich daraus, daß die Sinnbilder die ältesten geistig-seelischen Urkunden unserer Rasse sind. Sie lassen sich bis in die Steinzeit zurückverfolgen und sind allen Völkern nordischer Rasse eigen. „Die Sinnbilderforschung wird einmal berufen sein, zusammen mit der Vorgeschichtsforschung und der Rassenkunde Licht in die frühen Wanderwege und Landnahmen nordisch-germanischer Menschen zu bringen." Weigel erläutert seine Ausführungen durch sechzehn hervorragende Abbildungen.

NS.-Landpost vom 2. April 1937. Werner Müller, **Tempel der Morgenröte in der Mark Brandenburg.** Dr. Müller berichtet über einige sonderbare Bauwerke der Mark Brandenburg. Zunächst beschreibt er einen Bau, der sich auf dem Kapellenberg bei Trebbin befand und heute bis auf die Fundamente abgerissen ist. Er bestand aus vier Meter starken Mauern, in denen je ein Tor angebracht war. Die Tore sollen nach einigen Gewährsmännern nach den vier Himmelsrichtungen orientiert gewesen sein. Auffälligerweise gab es solcher Viereckbauten in der Mark noch mehrere. So auf dem Kirchberg bei Nedlitz und in Groß-Welle bei Perleberg. Am bemerkenswertesten ist der sogenannte „Tempel der Morgenröte" zu Jüterbog, über den Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert vorliegen. In einem Bericht vom Jahre 1619 heißt es über dieses „uralte Templein": „Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß wie der Boden einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können. Also hab' ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören." Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß diese Überlieferungen sonnenläufig orientierte Heiligtümer heidnischer Zeit im ostelbischen Gebiet wahrscheinlich machen, für die in Niedersachsen das „Sazellum" der Externsteine das eindrucksvollste Beispiel ist.

De Wolfsangel, Strijdblad voor Nederlandsch Volksbewustzijn. Utrecht, April 1937, Nr. 11. Ein Aufsatz über die Sonnenspirale führt sehr gut in die indogermanische Sinnbildforschung ein, zeigt den Sinn des Spiralensymbols auf und bringt einige Abbildungen, die das Vorkommen des uralten Zeichens im heutigen Holland belegen. Sehr zu begrüßen ist sodann die Inangriffnahme der Erforschung der Ortungslinien in Holland. In einem einführenden Artikel wird das Wesen der „heiligen Linien" dargelegt und anschließend einige Beispiele von heiligen Linien in Holland angeführt. Die Leser werden zur Mitarbeit aufgefordert. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die mit mancherlei Schwierigkeiten verbundene Erforschung dieser Linien Gemeinschaftsarbeit erfordert.

Die Heimat, Monatsschrift für schleswig-holsteinische Heimatforschung und Volkstumspflege. Jahrg. 47, Heft 3, März 1937. Hermann Lütjohann, **Veränderungen des Niedersachsenhauses durch landesherrliche Verfügungen.** Entgegen bisherigen Anschauungen vom ursprünglichen Niedersachsenhaus wird dargelegt, daß der Backofen auch im Hause liegen konnte. Wegen Feuersgefahr wurde er später ausschließlich außerhalb des Hauses als selbständiger Bau errichtet, wie landesherrliche Verfügungen aus dem 18. Jahrhundert beweisen. Unterschiede in der Anlage des Backofens sind also nicht als Stammeseigentümlichkeiten zu deuten. Ebensowenig Unterschiede in der Giebelbildung: die verbretterten Giebel wurden wegen Holzmangels teilweise abgeschafft, was wiederum urkundlich belegt wird.

Ernst Schlee, **Hubert Stierlings Buch über den Silberschmuck der Nordseeküste.** (Neumünster 1935. Karl Wachholtz-Verlag.) „Mit der Hand des in seinen Gegenstand verliebten Kenners bringt Stierling Ordnung in die reiche Überlieferung, die die Nordseeküste als schmuckfreudigste Landschaft Deutschlands kennzeichnet. Für die Frühzeit vor allem auf Abbildungen angewiesen, die in guten Wiedergaben vorgeführt werden, kann der Verfasser bei der Behandlung der Neuzeit die Ketten und Nadeln, Broschen und Anhänger, die Knöpfe, Schnallen und Spangen ... in meist ausgezeichneten Aufnahmen zeigen ... Unsere Kenntnis von Tracht, Schmuck und Feststaat der friesischen Frauen erfährt eine ungeahnte Bereicherung." Schlee weist auf Fragen hin, die die nunmehr mögliche Übersicht eines reichen Materials auftauchen läßt, auf die aber Stierling nicht eingeht. Am wichtigsten ist die Frage, was an sinnbildlichem Gehalt in den Schmuckformen erhalten ist. Leider ist Schlee über diese Frage ganz hinweggegangen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 41. Jahrgang, 1936. Leopold Schmidt, **Das Volksschauspiel des Burgenlandes.** Die Arbeit von Schmidt, die zahlreiche Schrifttumsnachweise bringt, ist ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde des Grenzlanddeutschtums. Das Heft enthält wieder zahlreiche, gut unterrichtende Buchbesprechungen.

Wiener prähistorische Zeitschrift. 23. Jahrgang 1936.

O. Menghin würdigt das Lebenswerk des im Frühjahr 1936 verstorbenen hochverdienten Germanenforschers Rudolf Much.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir noch auf den Aufsatz von Richard Wolfram über Rudolf Much im Dezemberheft der Zeitschrift „Rasse" hin, der eine gute Ergänzung zu Menghins Ausführungen ist. Es wäre zu wünschen, daß einer der Schüler Muchs eine umfassende Würdigung des Lebenswerks des Meisters herausgäbe. Viele seiner z. T. schon vor Jahren erschienenen und z. T. schwer zugänglichen Arbeiten sind heute noch grundlegend.

Mannus, 29. Jahrgang 1937, Heft 1.

W. Hehm, Eine baltische Siedlung in der frühen Eisenzeit.

Hehm bringt einen ausführlichen Bericht über die Grabungsergebnisse mit vielen Abbildungen. „Die Bedeutung unserer Siedlung von kl. Stärkenau liegt darin, daß sie einen Teil der Lücke, die im Siedlungsbilde Ostpreußens bisher zwischen der frühen und späten Eisenzeit klafft, schließt." Das Heft enthält ferner folgende Aufsätze: A. Rieth, „Spätkeltische Töpfergeräte zur Kammstichherstellung" und H. Crome, „Längswälle in Ostpreußen". Ferner Fundberichte und Buchbesprechungen.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde. 10. Jahrgang, 1937, 1. Heft. Aus dem neuen Heft dieser von Gustav Jungbauer geleiteten ausgezeichneten Zeitschrift erwähnen wir die Sammlung von „Graselsagen aus Südmähren".

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 35. Band. 1936. Heft 4. Das Heft enthält eine Beilage, in der A. Bächtold-Stäubli über Leben und Werk des November 1936 verstorbenen Eduard Hoffmann-Krayer berichtet. Die Verdienste Hoffmann-Krayers für die deutsche Volkskunde kann niemand bestreiten, aber seine bekannte Abhandlung „Die Volkskunde als Wissenschaft" (1902) wird von Bächtold sehr überschätzt. Er schreibt: aus der an diese Veröffentlichung anschließenden Diskussion mit deutschen Volkskundlern sei Hoffmann als Sieger hervorgegangen. „Jeder, der sich

wissenschaftlich mit Volkskunde beschäftigt, wird als eine erste Einführungsarbeit diese interessante Diskussion eingehend studieren müssen.“ Trotz des Satzes de mortuis nil nisi bene muß bemerkt werden, daß die deutsche Volkskunde sich endlich gründlich freimachen muß von den Irrtümern Hoffmanns, der u. a. den berüchtigten Satz aufstellte: Das Volk produziert nicht, es reproduziert nur.

Dr. Otto Huth.

Hieb und Stich

Der Berliner Börsen-Ztg. vom 23. März 1937 entnehmen wir folgenden Aufsatz, der sich einer immer noch ihr Unwesen treibenden „wissenschaftlichen“ Richtung annimmt.

Semnonenreligion negritisch oder turkomongolisch? Die Wissenschaftler der vergangenen Jahrzehnte haben sich geradezu darin überboten, den Ursprung aller Kultur in den Gebieten des östlichen Mittelmeerraumes, in Kleinasien und noch weiter bis in den asiatischen Steppen nachzuweisen. Abseits und verlacht von dieser geistig hörigen Wissenschaft haben einzelne Gelehrte wie Kossinna beispielsweise den nordischen Ursprung der Indogermanen und ihre Verbreitung in die vermeintlichen Ursprungsländer aller Kultur einwandfrei bewiesen, so daß diese Tatsachen bereits den Schülern auch niedriger Klassen deutscher Schulen geläufig sind. Obwohl die Indogermanenfrage in den Hauptzügen völlig gesichert ist und durch neuere Arbeiten noch bis in kleinste Einzelheiten vervollständigt wird, pflegen da und dort noch wissenschaftliche Einzelgänger diese alten Ansichten des „ex oriente lux“ und versuchen die bisherigen Vermutungen durch Hinzufügen neuer zu wissenschaftlichen Beweisen auszubauen. Wenn diese Gelehrten auch aus dem katholischen Lager stammen und treu zur bekannten Mödlinger Schule stehen, so können wir jedoch deshalb keineswegs eine Kette von Behauptungen, welche zwar auf eine erstaunliche Kombinationsfähigkeit schließen läßt, als Grundlage für das Gebäude der deutschen Vorgeschichte anerkennen.

Einen neuen, mehr originellen als wertvollen Beitrag zur Klärung der mit der germanischen Kultureinfuhr aus Asien und aus selbst exotischen Ländern zusammenhängenden Fragen hat ein gewisser Dr. habil. Alois Cloß, Universität Graz, in der Nr. 1 der im allgemeinen als recht gut bekannten Blätter „Forschungen und Fortschritte“ unter dem schlichten Titel „Semnonenreligion“ geliefert. Er benutzt den Bericht des Tacitus über den heiligen Hain der Semnonen als Grundlage, worin es heißt, daß niemand anders als in Fesseln diesen Hain betreten dürfe, und wenn jemand zu Boden fällt, er sich auf der Erde hinauswälzen müsse und daß schließlich in diesem Hain die Wiege des Volkes und der allbeherrschende Gott, dem alles andere untertänig und von ihm abhängig wäre, sei. Zu der erwähnten Fesselung ist Dr. Cloß der Ansicht, daß in diesem Ritus „zum mindesten höchstwahrscheinlich“ ein illyrisches Restelement durchblicke. Nach einigen weiteren Vermutungen hat sich das Beweismaterial für die Zugehörigkeit des Fesselbrauches zu den Illyriern weiter „verdichtet“. Bis hierher haben wir es noch einwandfrei mit, wenn auch „verdichteten“ Vermutungen zu tun. Anschließend schreibt Dr. habil. Alois Cloß, daß die Illyrier diesen Brauch wieder aus einer Schicht übernommen hätten, „durch die sie mit nichtindogermanischen Kaukasusvölkern zusammenhängen“, so daß die Bezeichnung des in Frage stehenden Brauches als „südkulturlich“ voll berechtigt sei.

Doch mit dieser neuartigen Feststellung semnonischer Fesselbräuche als kaukasisch begnügt sich der Verfasser keinesfalls, sondern er kommt noch zu weit interessanteren. Mit geheiligtem Forschereifer hat er an der Aufklärung des zweiten Zuges des semnonischen Eintrittsrituals, „des sonderbaren Tabus, das am Niederfallen haftet“ gearbeitet, welche sich „viel schwieriger gestaltete“ als die des Fesselbrauches. Wir werden sehen, warum dies so schwierig war. Dr. habil. Alois Cloß muß zugeben, daß der Brauch zunächst innerhalb des Germanischen fast ganz isoliert“ da steht, und daß andere passende Belege nicht beizubringen waren, und daß weiter die Sitte auch universal-ethnologisch gesehen sich als „höchst eigenartig“ erweist. Doch nun kommt das Ergebnis angestrengtester wissenschaftlicher Arbeit, ein gewaltiger Trumpf: „Als Clemen hierfür auf Dinge beim Königs- und

Erdgeisterkulte hinweis, wie sie Spieth und Ellis vom Togogebiete beschrieben hatten, traf er tatsächlich auf Brauchbares!“ Jetzt wissen wir es endlich, der von Tacitus geschilderte semnonische Brauch ist negritisch, und Dr. habil. Alois Cloß, Universität Graz, kommt das Verdienst zu, endlich einmal in die deutsche Vorgeschichte die große Linie hineingebracht und die tiefen Verbindungen zwischen dem Brauchtum der Semnonen und der Togoneger aufgezeigt zu haben. Damit dürften sich unter Umständen auch für die Kolonialdiskussion völlig neue Gesichtspunkte ergeben! Wenn Dr. habil. Cloß darauf hinweist, daß dieses Erdtabu eigentlich im Jungsudanesischen wurzele, von wo aus es weiter nach Europa gedrungen sei, so erfährt dieses etwas schwärzliche Kulturbild nur seine sinngemäße Vervollständigung.

Wir möchten es nicht unterlassen, den Verfasser auf unserer Ansicht nach recht aufschlußreiche Zusammenhänge hinzuweisen, welche eine exakte Durchforschung zu lohnen scheinen. Julius Cäsar berichtet nämlich von den Elchen in den germanischen Gebieten: „Sie haben Beine ohne Gelenke und deren Knoten: Sie legen sich auch nicht nieder, um auszuruhen, und wenn sie durch irgendeinen Zufall zu Boden gestürzt sind, können sie nicht wieder aufstehen oder auch nur sich aufrichten. Ihnen dienen Bäume als Lagerstätte. An diese lehnen sie sich an und ruhen sich so, nur etwas zurückgelehnt, aus. Wenn die Jäger aus ihren Fährten erkannt haben, wo sie ihre Schlupfwinkel haben, untergraben sie an der Stelle sämtliche Bäume von den Wurzeln aus oder schneiden sie nur soweit an, daß im ganzen dasselbe Aussehen bleibt, als ständen sie fest. Wenn sich dann die Tiere nach ihrer Gewohnheit an die Stämme anlehnen, bringen sie die haltlosen Bäume durch ihr Körpergewicht zu Fall und stürzen zugleich selbst zu Boden.“

Ganz ohne Zweifel haben wir hier ebenfalls ein Erdtabu vor uns. Das Vorhandensein dieser geschilderten Elche läßt sich ohne große Mühe auch noch heute für Deutschland nachweisen, wenn es etwa in einer Waldschenke gelingt, einen erfahrenen Forstmann von richtigem Schrot und Korn über seine vielen Jagderlebnisse zum Sprechen zu bringen. Wenn der Verfasser in Afrika ähnliche Tiere wie die von Cäsar geschilderten Elche finden kann, vielleicht auch in Togo, dann wäre die Beweiskette Togo-Mark Brandenburg, in welcher ja der heilige Hain der Semnonen vermutet wird, endgültig geschlossen.

Den Wahrscheinlichkeitswert des von Tacitus beschriebenen Fesselbrauches und des Erdtabus wollen wir hier nicht weiter untersuchen, da wir wissen, daß die römischen Berichterstatter manchmal ja ein recht herzhaftes Jägerlatein wiedergeben. Der Bericht darüber steht, wie auch von Dr. Cloß ausgeführt wurde, allein da. Daß der Verfasser von den Semnonen nicht allzuviel hält, beweist weiter, daß er den Semnonen nicht einmal die Allgottidee als ursprünglich zurechnen kann, sondern deren Schwerpunkt in der „finnisch-samojedischen Urgemeinsamkeit“ zu sehen gezwungen ist. Dr. Cloß bricht aber eine gewaltige Lanze für die Semnonen, wenn er wegen angeblicher Zusammenhänge der ganzen Atmosphäre des Semnonenkultes mit den Weltfesten der Tscheremissen meint, „es wäre aber ganz falsch, die Semnonen deshalb etwa als Finnen zu betrachten“. Wir können hier nur versichern, daß wir an diese Möglichkeit gar nicht gedacht haben, und möchten feststellen, daß die Semnonen in diesem Sinne noch nie verdächtigt worden sind, so daß sie der sich schier aufopfernden Verteidigung nicht im geringsten bedürfen. Sollten hier vielleicht andere Gründe vorliegen?

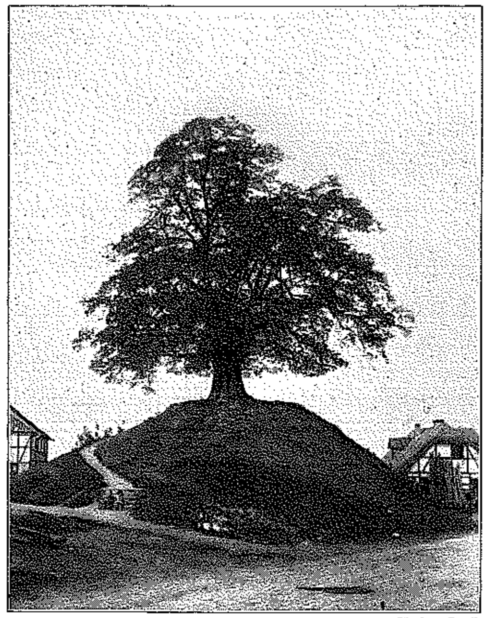
Der von Tacitus erwähnte Regnatorglaube der Semnonen hat nach Ansicht von Dr. habil. Alois Cloß seinen Gravitationspunkt nicht bei den Finnen und auch nicht im Westen bei den altberberischen Völkern, sondern er liegt „zunächst bei den Ostkelten und dann in weiterer Folge bei den Turkomongolen“! Wir halten einen Augenblick den Atem an bei diesen gewaltigen Sprüngen über den europäisch-asiatischen Teil des Erdballs, nachdem wir uns von dem kleinen Abstecher nach Togo noch nicht ganz akklimatisiert haben. Doch schnell geht es weiter. Wodan wird zu einer sekundär turkomongolischen Gestalt erklärt, und, nachdem wir uns entsinnen, daß er im Beginn dieser neuartigen Ergebnisreihe als Totengott bezeichnet wurde, nehmen wir weiter zur Kenntnis, daß sich in diesem Wodan, in germanische Geistigkeit umgebaut und emporgehoben, „der gesteigerte Schamanismus der osteuropäischen Steppenvölker“ verkörperte.

Bei dem Stande der heutigen Vorgeschichtswissenschaft erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf die von Dr. Cloß geäußerten Behauptungen. Wenn er auch angibt, hauptsächlich auf Grund archäologischer und allgemein völkerkundlicher (!) Erwägungen zu dem Teil der hier wiedergegebenen Vermutungen gekommen zu sein, und wenn er sich auch weiter als Mitarbeiter des Blattes der katholischen Mödlinger

Schule des „Anthropos" ausgibt, so gewinnen durch diese Tasachen die aufgestellten Behauptungen nicht sonderlich an Beweiskraft, zumal ihnen nicht nur die wissenschaftlichen Beweise, sondern selbst ein geringer Grad von Wahrscheinlichkeit fehlen. Uns ist es jedoch wissenswert, von woher diese Versuche, der nordisch-germanischen Kultur einen fremden Ursprung ohne jegliche stichhaltigen Beweise unterzuschieben, heute noch kommen, und nehmen sie wie die sattsam bekannten Faulhabergermanen mit Humor zur Kenntnis.

G. L.

Die Fundgrube



Aufn. Decke

Eine alte Dinglinde. In dem Dorfe Evessen bei Wolfenbüttel steht auf künstlich geschaffenem Hügel diese Linde, unter der die Dingversammlungen stattfanden, und mit der heute noch mancherlei Volksglaube und Volksbrauch verknüpft ist. In ihrer stattlichen Größe und in der Lage erinnert sie an die alte Merichslinde bei Nordhausen, von der uns eine alte farbige Zeichnung mit dem Zug der Schuhmacherzunft zur Maifeier erhalten ist (vgl. Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Seite 450 [Tafel 143]).

Mitgeteilt von Erwin Metzner, Berlin.

Feuerräder im Odenwald. Außer dem in Heft 2, 1937, erwähnten Feuerrad von Langental (nicht Langenbach!) gibt es ganz ähnliche Räder noch in Darsberg, Grein, Schönbrunn und Kreidach. Am schönsten und altertümlichsten aber ist das Rad von Brombach bei Hirschhorn. Hier werden durch eigentümliches Schlagen von Strohnestern lange Strohseile hergestellt, die in großer Anzahl durch die Speichen eines Rades gesteckt werden. So entsteht eine mächtige, etwa 12 Zentner schwere Strohwalze, die von den Burschen hoch an den Berghang geschleppt wird. Dort wird das Rad angezündet, mehrmals hin und her gewälzt, um dann frei ins Tal zu rollen, nachdem die Achse herausgezogen ist. Leuchtend und funkensprühend zieht es in wundervoller Schönheit am Fastnachtsdienstag seine Bahn. Kinder und Erwachsene aber schwingen dazu Fackeln aus Eichenschälprügeln. Etwas einfacher aber nicht weniger bemerkenswert sind die Fastnachtsfeuer im südlichen Odenwald. H. Winter hat sie (Volk und Scholle, Darmstadt 1934, S. 37 ff.) eingehend beschrieben, es sei hier nur auf das Olfener Feuer verwiesen, wo zwei Puppen, Strohmann und Strohhex, auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Ähnliche Feuer am Fastnachtssonntag oder an Invocavit hießen im Rheingau „Halfeuer"; im Vogelsberg ist in Herbstein ein solches Halfeuer heute noch üblich. Dabei brennen in den vier Himmelsrichtungen vier Feuer; das Stroh wurde früher auf wilde Kirschbäume geschafft und dort angezündet, heute brennt es meist auf Hecken. Daß diese Sitte nicht einer zufälligen Laune entsprang, beweisen Berichte aus Elsaß-Lothringen, wo man früher ebenfalls das Stroh zu dem Fastnachtsfeuer auf Bäumen anzündete. Zahlreich flammen ähnliche Feuer auch in der Rhön. — Das Feuerrad von Brombach und das Halfeuer von Herbstein wurden von Dr. H. Winter im Auftrage des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Gau Hessen-Nassau, in zwei kurzen, sehr eindrucksvollen Filmen festgehalten.

Darmstadt. Friedrich Mößinger.

Die Bücherwaage

Arthur Haberlandt, **Die deutsche Volkskunde.** Niemeyer, Halle 1935. 160 Seiten. Kart. 3,20 RM.

Das Werk von Haberlandt eröffnet den von K. Wagner herausgegebenen „Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen". Es ist die beste Einführung in die deutsche Volkskunde, die es heute gibt. H. berichtet über die Geschichte der volkskundlichen Forschung und zeichnet dann die Arbeit der deutschen Volkskunde der Gegenwart. Im Gegensatz zu unbegreiflichen Irrtümern der volkskundlichen Wissenschaft der letzteren Zeit betont H. immer wieder die schöpferischen Kräfte der Volksseele. Volkstum ist „ein Inbegriff an wurzelhaften Elementen, stetigen Bindungen, gestaltenden Kräften und schöpferischen Leistungen, in denen sich Eigenwuchs verkörpert". H. betont auch mit Recht, daß Volkskunde und Vorgeschichte aufs engste zusammenarbeiten müssen. Jedem, der sich mit den vielfältigen Arbeiten der deutschen Volkskunde vertraut machen will, sei dieser ausgezeichnete Überblick von Haberlandt empfohlen.

Dr. O. Huth.

Adolf Bach, **Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben.** Eine Einführung. S. Hirzel-Verlag, Leipzig 1937. 530 Seiten, 18 Kartenbeigaben. Gebunden 19,60 RM., brosch. 17,80 RM.

Bach bezeichnet seine Einführung als einen Führer „zu einer von Einseitigkeiten freien klaren Sicht auf die Kernprobleme der deutschen Volkskunde". Er will auch die Kenntnis des wesentlichsten Schrifttums vermitteln, aber keine darstellende deutsche Volkskunde bieten. Außer den Schrifttumsnachweisen zu jedem Abschnitt, bringt Bach Seite 114—129 eine volkskundliche Bibliographie, die nach Sachgebieten geordnet ist. Der Verfasser betont vor allem die Bedeutung des Raumgedankens. Er erstrebt eine „Volkskunde unter dem Raumgedanken".

Diese Volkskunde sieht anders aus, als die „Volkskunde auf rassischer Grundlage", für die uns heute die Zeit reif zu sein scheint. Aber Bach hat zudem den „Raumgedanken" heillos verflacht; er meint nicht den elementaren Raum, der allerdings polar zur Rasse hinzugehört, wie die Prägungen „Blut und Boden", „Rasse und Landschaft" hervorheben, sondern den bloß menschlichen Raum geschichtlicher Willkürlichkeiten: der Raum ist für ihn ein „Geistiges" (S. 76). Ferner verkennt er die Bedeutung der Rasse, die bei ihm — trotz gegenteiliger Versicherung — gegenüber dem „Raum" keine wesentliche Rolle spielt (bezeichnenderweise werden S. 88 ff. v. Eickstedts bekannte Auffassungen angeführt). — Gegenüber Naumann, Meisen, Ranke läßt der Verf. die notwendige Kritik fast ganz vermissen. Die entscheidende Bedeutung der Verbindung von Vorgeschichte und Volkskunde einerseits wie indogermanischer Altertumskunde und Volkskunde andererseits ist ihm nicht aufgegangen. Bei Streitfragen sucht der Verf. zu vermitteln und ist offenbar der Meinung, die mittlere Linie träfe immer auch die Wahrheit. Wo er einmal eine eigene Formulierung versucht, ist diese meistens falsch. Unter den Verfassernamen der Schrifttumsnachweise trifft man auf viele Juden. Bezeichnend für das Vermögen bzw. Unvermögen des Verfassers sind die ganz unzulänglichen Auslassungen über die volkskundliche Forschung der deutschen „Romantik".

Gewiß wird eine Fülle von Stoff in breiter, mitunter platter Darstellung vorgebracht, aber eins bringt das Buch jedenfalls nicht: nämlich die beabsichtigte „klare Sicht auf die Kernprobleme der deutschen Volkskunde". Vielmehr hat der Verf. diese Kernfragen überhaupt nicht gesehen.

Dr. O. Huth.

Hans Eggert Schröder, **Nietzsche und das Christentum.** Widukind-Verlag, A. Boß, Berlin 1937. 2 RM.

Schröder zeigt, daß das Problem des Christentums eines der beiden großen Grundthemen im Gesamtwerk Nietzsches ist. Sch. gelingt es, klar und eindringlich die endgültigen Erkenntnisse und Entscheidungen Nietzsches herauszuarbeiten, seiner Schrift kommt daher heute eine ganz ungewöhnliche kulturpolitische Bedeutung zu. Es gibt zwar keine Rückkehr zu vergangenen Entwicklungsstufen, aber es ist möglich, eingedrungenes Gift zu immunisieren. So wird hier weitblickend und ohne irgendwelche Illusionen zum entscheidend wichtigen religiösen Thema Stellung genommen.

Rüdiger Enke.

Eugen Fehrle, **Deutsche Feste und Jahresbräuche.** Leipzig 1936. 4. Aufl. Teubner-Verlag. 3,60 RM.

Das seit Jahren vergriffene Büchlein ist nun in völliger Neubearbeitung erschienen. Der Abschnitt über „Geburt, Hochzeit und Tod" fiel fort, statt dessen wurden die Jahresfeste ausführlicher behandelt. Ich halte Fehrles Darstellung in dieser Neubearbeitung für das beste Werk über die Jahresfeste, das wir besitzen. In einer Selbstanzeige sagt Fehrle: „Jetzt konnte ich daneben mehr auf die Erklärungen (der Bräuche) eingehen. Ich suchte dabei vor allem die Ursprünge unserer Feste und Bräuche aus der seelischen Haltung und den Vorstellungen unserer germanischen Ahnen zu ergründen und klarzulegen. Dabei zeigt sich, was immer wieder betont werden muß, daß germanische Frühgeschichte und deutsche Volkskunde aufs engste zusammenarbeiten müssen." Dieser Neubearbeitung kamen vor allem die inzwischen erschienenen Werke von Almgren, Höfler und Stumpfl zugute, die die verdiente Beachtung finden. Das Buch ist mit vielen Abbildungen versehen. Dr. Huth.

Bernhard Reiß, **Runenkunde.** Reclam, Leipzig 1936. 0,35 RM., gebunden 0,75 RM.

Dies mit Abbildungen versehene Heft der Reclamschen Universalbibliothek ist die beste kleine Runenkunde, die wir heute besitzen. Der Verfasser hält Runen als Sinnbilder und Runen als Buchstaben auseinander und nimmt für die Sinnbilderrunen einheimisch-germanischen Ursprung an. „Die Eigenart des Runenwesens weist so stark auf bodenständige Herkunft, sie ist mit germanischer Glaubens- und Gedankenwelt so innig verbunden, daß sie sich bestimmt nicht aus der äußeren Übernahme fremder Schriftzeichen herleiten läßt." Weiterhin hebt der Verfasser sehr richtig hervor: „Herkunft und Ursprung der Runen muß weit mehr als bisher Gegenstand der geistesgeschichtlichen, weniger der sprach- und schriftgeschichtlichen Forschung werden." Dies sind sehr erfreuliche Einsichten. Dr. Huth.

Vereinsnachrichten

Prof. Wilhelm Teudts Vortrag in Wien. Im vollbesetzten Saale des deutschen Klubs in Wien hielt Professor Wilhelm Teudt am 23. März einen Lichtbildervortrag über „Die Entdeckung germanischer Heiligtümer am Teutoburger Wald". Ausgehend von der Notwendigkeit, den hohen Stand der Kultur unserer Vorfahren endlich einzusehen, sprach Prof. Teudt zunächst über das Heiligtum der Externsteine, dessen vorchristlicher Ursprung und große Bedeutung schon durch die Bemühungen unserer Gegner, es für sich zu beanspruchen, zugegeben werde. Des weiteren sei ein beachtliches Ergebnis der Forschung, daß die Mehrzahl der germanischen Burgen einer gewissen Epoche nicht kriegerischer Bestimmung gewesen seien, sondern Kultstätten beherbergt haben. Lichtbilder und Ausführung über die Ortung der Heiligtümer und über germanische Himmelskunde führten das Thema fort. Der Vortrag schloß mit einem Aufruf zur Treue zu unserem germanischen Erbe. Mit besonderer Genugtuung wurde vermerkt, daß Prof. Teudt neben Gustaf Kossinna und Herman Wirth auch des Wiener Forschers Josef Strzygowski mit anerkennenden Worten gedachte.

A. v. Streerbach, Wien.

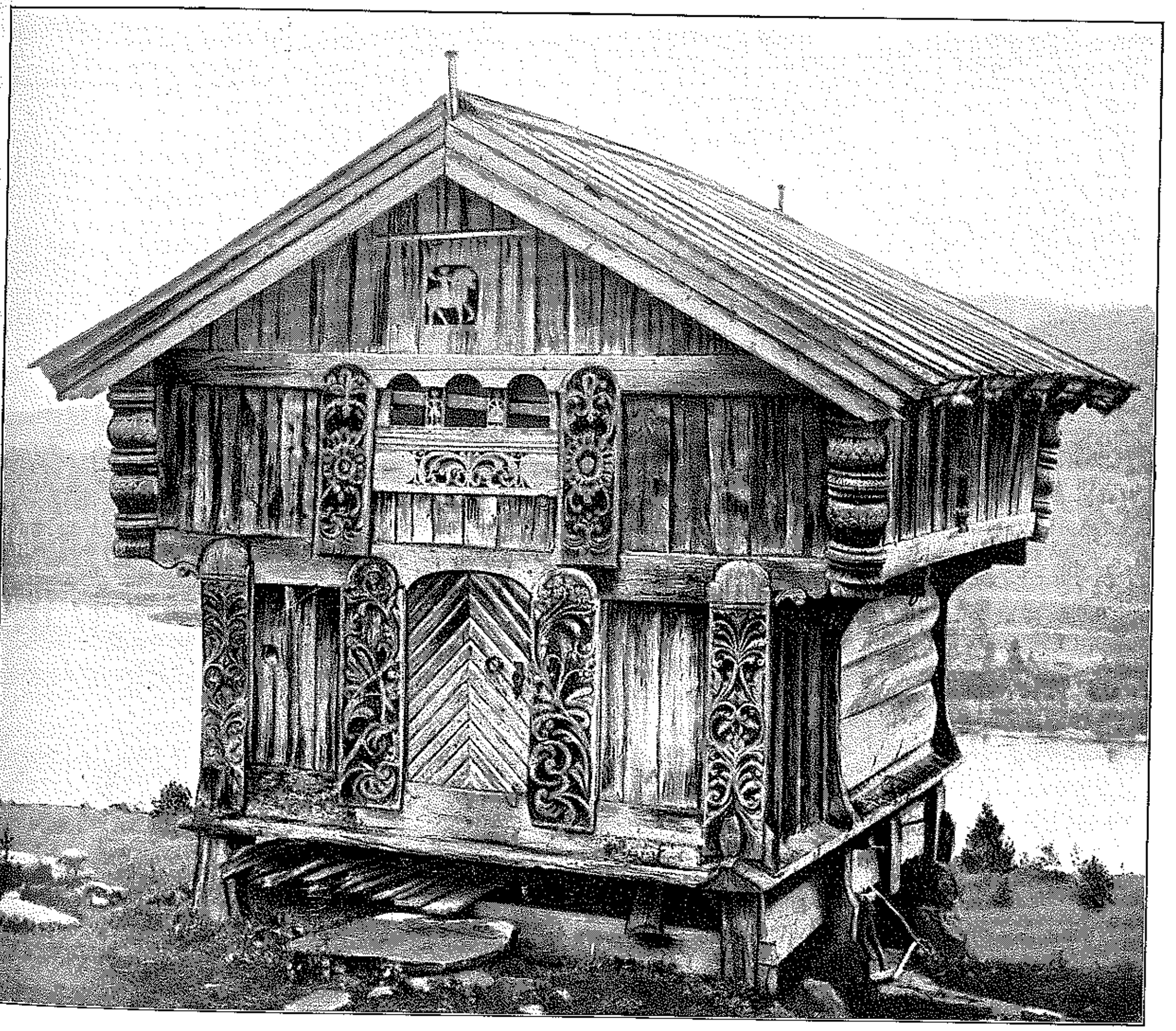
Berichtigung. Im Februarheft von „Germanien" brachten wir in der „Fundgrube" einen Bericht über „Feuerräder im Odenwald und Schwarzwald", in welchem u. a. auch der Ort Langenbach bei Hirschhorn erwähnt wurde. Der Ort heißt richtig **Langental.**

Berichtigung zum Tagungsprogramm. In dem Tagungsprogramm, das im Aprilheft veröffentlicht wurde, ist ein Irrtum unterlaufen. Der Unkostenbeitrag für die Teilnehmer eines einzelnen Tages beträgt nicht 0,50 RM. sondern 1,50 RM.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Viergutz, Leipzig. D. A. I. Vj. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Juni 1937 Heft 6

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 6

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt ein Vorratshaus in Telemarken mit Wodan, dem Schimmelreiter, im Giebel (Aufnahme: Norwegisches Verkehrsamt.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 Juni Heft 6

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

„Widersagst Du dem Wodan?"

„Widersagst du dem Teufel?"
„Ja, ich widersage allen Teufelswerken und -worten: Donar und Wodan und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind!"
(Altsächsisches Taufgelübde.)

Als die Kirche im 8. Jahrhundert ihren ersten Triumph über die heidnischen Sachsen erfochten hatte, hielt sie es für nötig, den „Bekehrten" einen Eid abzunehmen, in dem diese ihrem obersten Gott, der in die Mitte gestellt ist, und den beiden untrennbar damit verbundenen Göttern feierlich entsagen mußten, was bei der bekannten Bekehrermoral nie ohne Beschimpfung abging.

Wir sollten uns dies jetzt fast 1200 Jahre alte Dokument immer wieder vor Augen führen, nicht nur, weil die Urheber solcher Seelenknechtung heute am lautesten über Verfolgung schreien, sondern weil es uns auch lehrt, gegen welche Stelle unserer arteigenen Glaubenswelt diese Leute damals ihren Hauptstoß richten zu müssen glaubten. Mythologie und Volkskunde haben uns bestätigt, daß die Kirche den germanischen Widerstandsgeist dadurch im allerinnersten Kerne traf, daß sie den Wodan zum Teufel erklärte und von daus die gesamte germanische Götterwelt in das Reich des Satanismus und der Finsternis verbannte. Diese Politik liegt klar zutage; und gerade heute, wo wir uns in der entscheidenden Auseinandersetzung über die arteigenen Grundlagen unseres Glaubens befinden, sollten wir jedes Zeugnis dieses Glaubens zunächst einmal zähe und hartnäckig verteidigen.

Statt dessen ergibt sich aber bei näherer Betrachtung einer verbreiteten und einflußreichen germanistischen Richtung ein ganz anderes Bild: die der innersten Natur der Bekehrer entsprechende Feindschaft gegen den Hauptgott der Germanen wird von dieser germanistischen Richtung eher noch bestätigt und übersteigert; der christliche Haß wird zur Gehässigkeit, und das traurige Endergebnis ist dieses, daß aufgeschlossene und ungespaltene germanische Gemüter an der Glaubenswelt der Ahnen selbst irre werden. Suchen wir uns ganz unbefangen die psychologischen Voraussetzungen klarzumachen, aus der diese Wodanfeindschaft (die bisher immer noch eine Einzelerscheinung ist) erwachsen konnte, so stellt

sie sich als das Ergebnis eines von der gegnerischen Seite her sehr bewußt herangezüchteten Minderwertigkeitsgefühles dar, oder eines Ressentiments, das durch gegnerische Angriffe angefacht wurde. Seit Jahrzehnten suchen die antivölkischen Kreise, zu denen die Semitophilen, wie die Ultramontanen und die Zivilisationsliteraten gehören, die von unseren frühen Germanisten und Künstlern mächtig angefachte germanische Bewegung dadurch lächerlich zu machen, daß sie ihre Angriffe gerade auf die Gestalt Wodans richten. Die Waffe des modernen Journalismus ist nicht mehr die Verteufelung (nachdem der Teufel selbst zur komischen Figur geworden ist), sondern die Lächerlichmachung durch die Karikatur. So erfand man das Schlagwort vom „Wodanskult", von dem man mehr oder weniger törichte Zerrbilder zeichnete: Oberlehrer mit Brille und „Rauschebart", die nächtlicherweise im Walde um ein Feuer sitzen und Roßfleisch verzehren, und dergleichen Unsinn mehr. Jeder, der heute noch dies widerwärtige Schlagwort gebraucht, sollte sich darüber klar sein, daß er damit, wenn auch unbewußt, einen Giftpfeil der antivölkischen Gegner weitergibt. Dieser bewußten Verpöbelung unserer Vergangenheit sucht man dann dadurch auszuweichen, daß man gerade den Punkt preisgibt, gegen den sich der gehässige Angriff richtet; und das ist Wodan, der oberste Gott der Germanen.

Im letzten Kerne entspricht diese Haltung einer völlig falschen Einstellung zu unserer germanischen Vergangenheit, wie man das auch sonst beobachten kann. Was man da zuweilen den Geist des Germanentums heißt, das ist nur allzuoft der Herren eigner Geist, darin die Germanen sich bespiegeln. Man weicht ängstlich vor Tatsachen aus, die unserer modernen Einstellung nicht entsprechen, und erschafft sich dann ein Bild des Germanen nach den vermeintlichen seelischen Bedürfnissen des heutigen Mitteleuropäers (wobei die 1100 Jahre Christentum gemeinhin viel stärker hineinspielen, als es diesen „Heiden" bewußt wird). Um ein banales Beispiel zu wählen: da der Vollbart heute durch Karikatur und Redensarten lächerlich gemacht ist, so dürfen auch die Germanen keine Vollbärte getragen haben; man legte daher besonderen Wert auf eine vorgeschichtliche Rasierkultur — als wenn damit irgend etwas Wesentliches ausgesagt wäre.

Diese Art der Germanenbetrachtung hat sich zu einem Unfug ausgewachsen, gegen den einiges Deutliche gesagt werden muß. Ein sehr bekannter Germanist hat sich am intensivsten mit der Gestalt Wodans befaßt und hat ein Zerrbild von ihm entworfen, das schon zum Urbild eines wahren Wodanhasses geworden ist, der sich von da unter der unzulänglich unterrichteten Jugend und Hörerschaft auszubreiten beginnt. Wie meistens in solchen Fällen, wird ein Gegentyp erfunden und weidlich gegen ihn ausgespielt. Dazu ist Donar-Thor ausersehen, der der einzige wahre germanische Bauerngott gewesen und sich so himmelweit von Wodan-Odin unterschieden haben soll, wie ein gesunder Bauer von einem verkommenen Vagabunden. Unsere Vorfahren müssen aber völlig mit Blindheit geschlagen sein, da sie diesen erbgesunden Bauern zum Sohn jenes dekadenten Vagabunden gemacht haben, was nicht gerade für ein tiefes Gefühl für Erbwerte spräche. Bernhard Kummer (Midgards Untergang, 2. Aufl., S. 36) meint, daß Thor „mit Hinsicht auf die Menschenwelt der einzig wirklich notwendige Gott ist". Es geht nun zunächst nicht an, die Germanen dadurch für den Monotheismus retten zu wollen, daß man aus ihren Göttern einen beliebigen herausgreift, um ihn als „einzig notwendigen" zu erklären. Dann aber entspricht es auch nicht dem Wesen des Germanen, sich einen Gott nach seiner praktischen Brauchbarkeit zu erschaffen: er wird nach seiner Wirklichkeit und Wirksamkeit erkannt, ohne Rücksicht auf subjektive Wünsche. Nach Kummer ist Thor der Gott des Lebens, Odin der des Todes, und dadurch soll dann seine innere Verwandtschaft mit dem Christentum begründet werden. „Man vergißt auch gewöhnlich, daß es schon im Wesen des mittelalterlichen Christentums lag, daß es nur auf Friedhöfen angebaut werden konnte — die heidnische Religion mußte zu Tode gebracht werden, ehe die christliche Mission ihr Kreuz aufpflanzen konnte" (S. 38). Aber innergermanischer Verfall soll dem Christentum

erst den Weg geebnet haben, und der Exponent dieses Verfalls soll Wodan sein: „Zwischen der Besiedlung Islands, die noch sehr stark religiös bestimmt ist, und der Annahme des Christentums auf dem Allthing des Jahres 1000 liegt eine Zeit religiösen Verfalls. Keine lebendige Glaubenswelt, sondern wachsende Unruhe breitet sich über das Land, von dem schließlich die Kirche auch äußerlich Besitz ergreift" (S. 46).

Wenn man nicht immer nur den Blick wie gebannt auf Island richtete, sondern auch die südgermanische Welt der Beachtung für wert hielte, so würde einem vielleicht aufgefallen sein, daß eben in dieser Zeit die Heimat des Wodanglaubens ihrem alten Hauptgott abspenstig gemacht war, und daß gerade dieser Umstand sich vielleicht bis nach Island ausgewirkt hätte. Dann aber wird hier wieder eine Empfindung hineingetragen, die ausschließlich modern ist, nämlich das Grauen, das der zivilisierte Stadtmensch von heute vor dem Friedhof und den Gräbern haben mag. Dem Germanen ist die Stätte der Ahnen keine Stätte des Grauens; das hat ja erst das Christentum hineingebracht, das aus der „Helja", dem wirklichen Hofe des Friedens, eine christliche „Hölle" machte. Nach jener Helle nennen sich, wie der Germanist weiß, noch heute zahlreiche lebensfrohe Bauerngeschlechter Niederdeutschlands („Reiners tor Helle" u. a.), und diese „Hellen" enthalten Bestattungen aus fast 5000 Jahren. Wo soll dort die Kirche einen Ansatzpunkt finden, und wie soll Wodan ihr da den Weg bereitet haben?

Diesem angeblich grauenvollen Totengott, dem „Gott vornehmer Abenteurer", wird nun Thor gegenübergestellt, und der alte Donnerer gewinnt dabei geradezu idyllische Züge: „Neben dem Gebet um Segen für das kommende Erntejahr und den inneren, ständige Sieghaftigkeit gewährleistenden Frieden erscheint jedes andere von untergeordneter Bedeutung bei einem Bauernvolk. Diesem Gebet des Nordens zufolge aber muß der Gott Schützer der Erdflur sein, Spender günstigen Wetters, tapferer Kämpfer gegen alles Feindliche für den inneren Frieden, der Vorbedingung ist für das Glück wogender Saaten oder üppiger Weiden und blühenden Menschenlebens, den ‚Traum' aller nordischen Bauern, den Idealzustand der Welt, wie ihn Völuspa in der Zukunft und die Sage vom Frodifrieden in der Vergangenheit sieht" (S. 75). Mit diesem Gott läßt sich höchst friedlich handeln; er ist der Bauerngott, „dem man ‚til ars ok friđar' opfert, und von dessen Freundschaft man sich den notwendigen Zuschuß an übermenschlicher Macht verspricht" (S. 86). Wozu ein Volk, das sich ausschließlich an üppigen Weiden und fetten Ernten erfreut, diesen Zuschuß braucht, ist nicht zu erkennen. „Aber für ein Volk, dem Natur noch nicht Sünde ist, deckt sich das Nützliche, Gesunde und Gute. Es ist das Natürliche und entbehrt infolgedessen der menschlichen Satzungen" (S. 92). Leider ist nun die wirkliche germanische Geschichte keineswegs in diesen idyllischen Bahnen verlaufen, wie sie hier gezeichnet werden. Hätten die Germanen sich nur um fette Weiden, gute Ernten und „inneren Frieden" gekümmert, so säßen sie heute noch in dem kleinen Erdenwinkel an Nord- und Ostsee, oder wären wahrscheinlich längst von weniger idyllischen Völkern verdrängt worden. Es standen ihnen nämlich leider nicht mehr solcher unbewohnter Inseln wie Island zur Verfügung, die sie ohne Gewaltanwendung hätten besetzen können. Doch ist das offenbar ihre eigene Schuld: „Erst da, wo der Kampf im Norden nicht mehr zum alleinigen Zweck die Erhaltung dieses Siegfriedens hat, sondern zum Sport vornehmer Abenteurer geworden ist, kann neben oder gar über diesen Gott der Ernte, des Friedens und des Kampfes (!) ein besonderer Kriegsgott treten. Odin, der spätere Walvater, der den Herzen der nordischen Bauern weithin fremd geblieben ist, und der nicht angefleht worden ist mit jenem Grundgebet des Nordens ‚til ars ok friđar', ist dieser Kriegsgott losgelöster Abenteurer geworden, der nicht Leben schützt, sondern Leben fordert, der nicht erhält, sondern vernichtet, und der im Mythus bezeichnenderweise mit Thors und der Menschen Todfeinden verkehrt und sich verträgt" (S. 75).

Dabei bleibt völlig unklar, inwiefern Thor als „Gott des Friedens und des Kampfes (!)"

gut, und Odin als Gott des Krieges schlecht sein soll, wo also der grundsätzliche Unterschied zwischen Kampf und Krieg liegt. Was soll dabei ein Wort wie „Siegfrieden" anders als die Tatsache verschleiern, daß der Frieden sich auf die Dauer nur durch Kampf und Krieg sichern läßt, und daß daher auch ein „Kriegsgott" nicht von Natur aus schlecht sein kann? Dieser Kriegsgott, so abschreckend er gezeichnet wird, muß aber doch in unserer Geschichte ein notwendiges übel gewesen sein, denn ohne den „Sport vornehmer Abenteurer" wären weder das heutige Deutschland, noch das heutige England oder das heutige Nordamerika germanisch, und der Sport anderer vornehmer Abenteurer, die zufällig in Rom beheimatet waren, hätte sich um so ungehinderter austoben können. Auch der deutsche Osten ist wohl kaum allein mit dem Gebet um guten Jahresertrag und Frieden wiedergewonnen worden. Man kann also schwerlich dem armen Wodan zum Vorwurf machen, daß er den Germanen verdorben hat; sondern wir müßten dem Schicksal fluchen, daß es uns in eine feindliche Umwelt gesetzt hat, in der wir außer dem Gebete zu allen Zeiten auch noch handgreifliche Waffen nötig hatten. So sind auch die calvinistischen Sonntagsschulen in Nordamerika erst auf einem Boden entstanden, der den Vorbewohnern mit Mitteln enteignet wurde, die mit frommem Gebet nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit hatten.

Dieser Odin ist nun zu allem anderen auch noch ein notorischer Säufer und infolgedessen auch ein Dieb. „Es ist also natürlich, daß der zum obersten Gott gemachte Odin Gewinner des Mets wurde, ebenso natürlich, daß er ihn, seiner Art gemäß (!), stehlen mußte unter Verletzung des Ringeides, des Gastfriedens, ebenso natürlich auch, daß dieser Met zum Dichtermet wurde, wie die Religion zur Dichtung wurde. Und es stimmt endlich zu allem Gesagten und zu dem, was von Odin noch zu sagen ist, wenn dieser Gott von sich bekennt (Hav. 13/14), daß er sich in Gunnlöds Saal sinnlos betrank" (S. 98). Also auch gegen die moderne Abstinenzbewegung hat dieser Elende verstoßen! Spinnt man den Gedanken logisch weiter, so müssen alle unsere Dichter Säufer und Diebe gewesen sein. Solche Moralbetrachtungen können sich nur dann einstellen, wenn man vom Wesen des Mythus nur eine sehr entfernte Vorstellung hat. Dabei hat Kummer vorher (S. 95) selbst gesagt, daß das Trinken religiösen Sinn hat, und daß die Ekstase im Trunk als religiöse Erhebung gilt. Zu solchen Urteilen kommt man aber, wenn man nach Art der Theologen Mythisches vernünftelnd mißt und moralische Werturteile daraus zurechtschneidert. Natürlich ist Wodan, ebenso wie bezeichnenderweise der griechische Dionysos, der Schöpfer des Rauschtrankes, weil er im ursprünglichen Bauernmythos (der sich, wie wir hier wiederholt gezeigt haben, bei unseren Bauern bis heute erhalten hat) ein Erntegott ist, der den Mythos des Kornes mit seinem Sterben und Wiedererstehen verkörpert. Das Sterben des Kornes aber und sein Wiedererstehen (im heiligen Brot und im Rauschtrank) ist ein uralter indogermanischer Mythos, und darum ist Wodan der Herr über die hingemähten Halme, wie über die hingemähten Krieger. Daß beides in der Weltenordnung begründetes tragisches Schicksal ist, das kann man freilich von der vernünftelnden Moral aus nicht erkennen. So werden denn die angeblichen Gegensätze gegenübergestellt: „Dessen sie einst walteten, das Leben der Welt, ist ihrer Macht entglitten, ein blindes Schicksal, alles umklammernd, führt seelenlos und kalt den Untergang allen Lebens herbei: das ist das religiöse Erlebnis der ausgehenden Wikingerzeit" (S. 117). Demgegenüber wird „das Vertrauliche, das Du und Du", und die „schlichte Vertraulichkeit" als das Wesen des Germanen zu seiner Gottheit hingestellt (S. 141)! Der Germane, und nicht nur der „wodanistische", hat allerdings zu seinem Gott wohl ein anderes Verhältnis gehabt, als diese gemütliche Duzfreundschaft. Denn er pflegte und pflegt sich noch in Lagen zu begeben, wo diese Art von Gemütlichkeit aufhört. „Im Norden spielt als Gott, dem man Menschen opfert, Odin die Hauptrolle, daneben solche Mächte wie Ran, also unverkennbar die von außen herankommenden Gewalten der Herrscher des Totenreiches oder die Göttin des gefahrdrohenden, lebenheischenden Meeres, Mächte von außerhalb des Lebens" (S. 145).

Sehr richtig! Denn der Germane hat für dies gefahrdrohende, lebenheischende Meer bis heute eine sonderbare Vorliebe gehabt; aber daß er oder sein Vorfahr, die den Tanz mit „Rans Töchtern" wagten, darum entartet sein müsse, vermag man nicht einzusehen. Diesen Männern wird das angeblich wahre Idealbild des Germanen gegenübergestellt in den „Bauern Islands, Menschen wie wir, die ihre Waffen am Feldrain niederlegen und ihre Saaten bestellen, die heilige Feste feiern ‚til ars ok fridar', an Stätten des Friedens, die kein Mann durch Gewalttaten entweihen darf, die Prozesse führen, Schiffe bauen, Handel treiben, Verse machen, die sich mit Sport und Spiel die Zeit vertreiben, die aber vor allem Frauen und Kinder haben, nachweislich in starkem Maße (!) monogam leben und meist gute Ehemänner und Familienväter sind" (S. 161). Diese friedlichen Prozeßführer und Handeltreibenden haben natürlich ein entsprechendes Glaubensideal, denn „dem nordischen Bauern entwickelt sich das Leben in notwendiger Folgerichtigkeit. Er glaubt: wenn er es an nichts fehlen läßt, kann auch der Erfolg nicht fehlen. Selbst das Wetter ist seinem Einfluß nicht ganz entzogen" (S. 217). Der Ton liegt hier auf der Feststellung „Menschen wie wir" — das ist offenbar das höchste Lob, das man einem Germanen spenden kann, wobei sich dann bei der Verschiedenheit der heutigen Volksgenossen sehr verschiedene Germanenideale ergeben müssen. Sollte der Germane aber wirklich keine höhere Gottesvorstellung gehabt haben als diese: „Göttliche Macht äußert sich für den Nordgermanen vor allem in freundschaftlicher aktiver Unterstützung des Menschen und seiner Lebensinteressen, und nur so wird die völlige Hereinverlegung der göttlichen Macht in die eigene Menschenbrust erklärlich" (S. 216).

Wir müssen gestehen, daß wir diesem Prosperity-Gott moderner amerikanischer Prägung den unberechenbaren, im Sturme fahrenden Wodan bei weitem vorziehen — aber das ist eben eine Frage des Lebensgefühles überhaupt. Wenn man in diesem do ut des und dem Ideal einer risikolosen Existenz Glaubens- und Charakterhaltung des Germanen enthalten sehen will, so müssen wir den Wodan, mit dem sich nicht so leicht akkordieren läßt, allerdings ablehnen. „Menschen wie wir": damit werden dem Germanen Ideale unterschoben, die nichts mit einer wirklichen Einfühlung in sein heroisches Wesen zu tun haben, sondern einer bürgerlich-pazifistischen Haltung des 20. Jahrhunderts entspringen! Darin hat der wegelose Wanderer und der Walvater allerdings keinen Platz. Wir werden auch belehrt, was Wodan wirklich ist: der ewige Jude und der Teufel! „Was der spätere Odin dafür (für die erwähnten Ideale) liefert, ist das Los des ewigen Juden und umhüllt nur mit Flitter das Elend dieser Friedlosigkeit, wie die Dichter die an sich grauenvolle Wohnung der friedlosen Toten mit dem Goldglanz Walhalls umhüllten. Die nordische Welt, soweit sie entwurzelt ward und ihres heimischen Haltes verlustig ging, schloß zwangsläufig den Pakt mit dem Teufel (!), aus dem dann das Christentum sie zu erlösen suchte" (S. 152).

„Ungefähr das sagt der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten!"

Das ist die unerhörteste Behauptung, die jemals von einem Germanisten aufgestellt worden ist: den Kriegsgott und Staatsgott der Germanen mit dem Sinnbild und Urbild seiner feindlichsten Widerrasse gleichzusetzen, das ist eine Leistung, zu der man nicht schweigen kann. Was Walhall anlangt, so weiß der Urheber solcher Behauptungen vielleicht nicht, daß der Totenberg allerdings die mythische Grundlage für das Weiterleben der Kämpfer gibt; daß der „Goldglanz", wie die vorgeschichtliche Forschung festgestellt hat, wirklich darin zu finden ist, und daß der ewige Kampf mit „Friedlosigkeit" gar nichts zu tun hat. Auch neuere germanische Denker finden ihre Ewigkeitshoffnung in ewiger Tätigkeit, im ewigen Suchen und im ewigen Kampfe, ohne daß man sie darum mit dem „ewigen Juden" zu vergleichen hätte.

Wenn man vollends Wodan als den Teufel erklärt, so führt man erst damit einen orientalischen Popanz in den germanischen Denkbereich ein, der nie darin vorhanden war, — bis die Kirche selbst in der zu Anfang erwähnten Formel diese Einschaltung vornahm.

Nach dem, was soeben zitiert wurde, könnten wir der Kirche ja eigentlich nicht dankbar genug dafür sein, daß sie wenigstens versucht hat, uns von diesem „Pakt mit dem Teufel" zu erlösen! Man soll aber nicht behaupten, durch Einführung solcher orientalischer Begriffe germanische Dinge jemals deuten zu können — erst damit macht man Wodan zu dem, was er nicht ist und nie gewesen ist. Weitere Entstellungen sollen das Bild des vollendeten Bösewichts vervollständigen. Er ist „ursprünglich der Anstifter des Mordes an Baldr" — wobei man nur nicht vergessen darf, daß auch dies wieder ein rein mythisches Motiv ist, das dem tragischen Lebensgefühl des Germanen entspricht; daß dasselbe Motiv im Erntemythos lebt, wie auch in der Tragödie zwischen Hildebrand und Hadubrand, in der zweifellos auch der Vater zum Töter des Sohnes wird. Hieraus eine Moral zu konstruieren oder Anzeichen für den Verfall der Moral — das ist theologisches Denken, aber keine germanische Wesensschau. „Und die Möglichkeit ist gegeben, daß auch der deutsche Wodan erst, als Bonifatius die Donareiche fällte, von einem Donar und Tiu verwandten Gottesnamen zum schreckenden Totendämon wurde und Besitz ergriff von dem Brachfeld der Mission, um dann mit seiner Wilden Jagd, dem ‚exercitus feralis', noch lange als leibhaftiger Satan (!) in christlicher Zeit sein Wesen zu treiben" (S. 267).

Toller kann man die Dinge wohl nicht durcheinander werfen, und ärger kann man eine der wichtigsten Überlieferungen unseres Volkstums nicht verzerren! Wenn man den Führer des Wilden Heeres (das doch zweifellos eine ur-indogermanische Vorstellung ist) zum „leibhaftigen Satan" macht, so verfälscht man damit nicht nur eine gewaltige heroische Überlieferung im Kerne durch Einführung eines jüdisch-orientalischen Begriffes, man wertet damit unsere gesamte volkhafte Überlieferung herab — denn der „leibhaftige Satan" erscheint heute noch in unserem Julgebäck als Schimmelreiter — und das alles aus einer Grundeinstellung heraus, die man nicht anders als bürgerlich-pazifistisch nennen kann. Dazu ist Wodan natürlich „ein unstet wandernder böser Geist, oder ein Bruder der Hel" (S. 268). „Mit seinem einen Auge, dem Kennzeichen des ‚Unheimlichen', mit dem verdeckenden Hut, mit Stab oder Speer schreitet Odin, ein Wanderer zwischen den beiden Welten Nord und Süd, über die Walstatt" (ebenda). — „Odin erweist sich also in jeder Weise als die Personifizierung dessen, was wir hier Utgard nannten... In ihm, dem Schatten, den das Christentum seinem Siegeszug vorauswirft, alles dem Dunkel der Todesfurcht unterwerfend, liegt jener ‚Keim des Verderbens und der Verwirrung', den Jakob Grimm und die nach ihm Forschenden zumeist im Heidentum selbst sahen. An dem Eindringen Odins als Verkörperung aller gefürchteten Utgardmächte wird die nordische Seele siech, um dann im großen Hospiz der katholischen Kirche Aufnahme zu finden" (S. 269).

Welche Apologie der Bekehrung durch die Una Sancta! Mit solchen Mitteln kann man leicht alle unsere erhabenen Überlieferungen verzerren und verteufeln! Aber man legt damit die Axt an die Wurzeln dessen, was sich trotz des großen Hospizes als lebendiges germanisches Element in unserer Überlieferung gehalten hat. Es gehört allerlei dazu, ausgerechnet Jakob Grimm als Kronzeugen für solche „Erkenntnisse" aufzurufen! Wenn wir feststellen, daß die Wilde Jagd und der Wilde Jäger heute noch in unserem deutschen Volke leben, so müßten wir daraus folgern, daß der böse Wode unser Volk so gründlich und zu innerst verdorben hat, daß wir gar nicht genug Arzneien aus dem „großen Hospiz" beziehen können, um vielleicht doch noch die Gesundung herbeizuführen. Dann entferne man aber auch aus den Büchern unserer Schulen und unserer Wehrmacht jenes Lied eines gewissen Theodor Körner, der seine eigene todesmutige Kämpferschar unter dem Bilde jener wilden, verwegenen Jagd gesehen und gefühlt hat, und der sich damit angeblich als völlig ungermanisch erweist:

> ... es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
> und gellende Hörner schallen darein
> und erfüllen die Seele mit Grausen...

Dies Grausen ist nichts für gebildete Mitteleuropäer, und daher auch nichts für die Germanen, denn sie waren ja „Menschen wie wir", die Prozesse führten und Handel trieben. Vielleicht hätte man mit einer „zahmen, besonnenen Jagd" das Vaterland schneller und sicherer vom Feinde befreit. Wir wollen nicht ironisch werden, dazu ist die Sache zu ernst. Aber es muß deutlich gesagt werden: hier befindet man sich auf einem falschen Wege, der nicht zur germanischen Haltung, sondern weit davon wegführt. Es zeugt ferner von einer geradezu verhängnisvollen Verkennung unseres Mythos, wenn man aus dem ewigen Wanderer einen bösen Geist, einen unsteten Landstreicher macht und dazu noch seine — von jedem Fachmann in ihrem mythischen Ursprung erkannte — Einäugigkeit zum Kennzeichen des „Unheimlichen" stempelt. So wird denn auch natürlich der berühmte ‚furor teutonicus', der doch wahrhaftig hinreichend bezeugt ist, als eine höchst peinliche Eigenschaft empfunden, die man möglichst wegzudeuten sucht: „Der vielgenannte ‚furor teutonicus' reicht nicht aus, ihre stete Rauflust zu erklären" (S. 161). Natürlich sind die wodanistischen Nordmänner mit diesem Furor „belastet", denn er widerspricht dem friedlichen, auf Prosperity gerichteten Idealbild des Germanen und muß daher ein Kennzeichen der „Entartung" sein. Solche „Entartete" waren aber schon die Kimbern, an deren „schrecklichen Blick" Marius seine Krieger erst gewöhnen mußte — obschon doch auch sie landsuchende Bauern waren. Auch die Sueben des Ariovist, deren ‚acies oculorum' die Römer nicht ertragen konnten, müssen von diesem Wodansgeist besessen gewesen sein. In Wirklichkeit handelt es sich hierbei natürlich um ein hervorragendes Merkmal der nordischen Rasse, das durchaus mit einer seelischen Eigenschaft in Verbindung steht: der Fähigkeit zur kämpferischen Ekstase. Ich gebrauche dies verpönte Wort in seiner wörtlichen Bedeutung: nämlich als das Heraustreten aus der alltäglichen Bewußtseinslage. Es ist jene im Kampferlebnis eintretende Erhöhung des Ichs über sich selbst hinaus; eine seelische Verfassung, in der man freilich nicht mehr an „Frieden und fette Weiden" denkt, sondern nur noch an die Niederringung des Gegners mit Krallen und Zähnen. Für diese kämpferische Ekstase, deren Vater Wodan ist, haben wir in der germanischen Dichtung bis heute Beispiele in Hülle und Fülle; und wenn das ein Zeichen der inneren Friedlosigkeit und Entartung ist, so sind freilich auch die Stürmer von Langemarck und die Sturmmänner der Bewegung hoffnungslos entartet gewesen.

> Sang was gisungan, wîc was bigunnan,
> bluot skein in wangôn spilodun der Vrankôn —

will man in dieser herrlichen Schilderung germanische Kampfekstase etwa als wodanistische Entartung oder als christlich beeinflußt ausgeben, weil der Dichter des Ludwigsliedes ein „christlicher" deutscher Mönch war?

> Des wart vil sêre erzürnet der Bernaere muot:
> den schilt geructe Wolfhart, ein sneller helt guot;
> alsam ein lewe wilde lief er vor in dan,
> im wart ein gaehez volgen von sînen friunden getân!

Dieser Wolfhart des Nibelungenliedes verhält sich nicht anders als ein „vom furor teutonicus belasteter" Nordmann, obschon er schon längst nichts mehr von seinem alten Sturmgott wußte. Dieser Sturmgott lebte nämlich in ihm und in seinen Nachfahren, weil er die eine, ganz wesentliche Seite des germanischen Charakters ist. Das Wort „Sturm" gehört zum ehernen Bestande germanisch-deutscher Kriegergesinnung; die Freiheitskriege haben den alten Landsturm wieder zu Ehren gebracht, und die Sturmabteilungen unserer Zeit haben sich, ihrem Namen entsprechend, in den Stürmen der Saalschlachten bewährt, ohne die wir uns heute wohl nicht an Frieden und fetten Ernten erfreuen könnten. Die Fähigkeit zur kämpferischen Ekstase, zur heroischen Selbstvergessenheit ist ein wesenhafter Grundzug des nordischen Germanen, und er hat ihn über die ganze

Erde geführt. Mag er sich an Frieden und fetten Ernten erfreut haben: aber das ist ohne jeden anderen Zug ebensowenig denkbar, wie der Erntegott ohne den Kriegsgott und wie die sommerliche Reife ohne die Stürme des Herbstes und des Winters denkbar ist. Auch ein Totengott ist nicht dem Wesen nach friedlos: dazu macht ihn erst eine gänzlich ungermanische Todesfurcht. Der Sturmgott ist deshalb der oberste Gott der Germanen, weil er ihre aktivste Seite darstellt; jene Seite, die erst den nordischen Menschen grundsätzlich vom ostischen unterscheidet. Denn auch dieser ist ein an seiner Scholle hängender Ackerbauer, aber er hat nicht den schöpferischen und kämpferischen Trieb zur Staatlichkeit in sich. Unser Sturmgott ist (heute noch!) zugleich der Gott der Ernte; in dieser sucht nämlich der Germane nicht nur den fetten Ertrag, er sieht darin das tragische Grundmotiv des Sterbens und Werdens am lebendigen Gleichnis ausgedrückt.

Es ist ein gefährlicher Irrweg, wenn man diese Seite des Germanen willkürlich von der anderen trennt und ihr sogar feindselig entgegensetzt; wenn man den kämpferischen, den „ekstatischen" Grundzug im Germanen ablehnt und statt dessen ein Ideal der „edlen Einfalt und stillen Größe" aufzustellen sucht, das wir für das nordische Griechentum glücklich überwunden haben. Ein ebenso gefährlicher Irrtum aber ist es, zu behaupten, das Germanentum und sein Glaube sei an seinem eigenen inneren Defekt gestorben, und wenn man als das Sinnbild dieses Defektes den zum Verfallstyp gestempelten Wodan herausstellt. Dann kommt man nämlich zu diesem historischen Schema: Wodan ist ein deutscher Gott, und mit ihm hat sich von Deutschland aus der innere Verfall zu den übrigen Germanen verbreitet. Wenn Wodan, der germanische Staatsgott und mythische Ahnherr der meisten Königsgeschlechter, ein „ewiger Jude" und „leibhaftiger Satan" ist, so können wir die letzten zwei Jahrtausende des Germanentums und vor allem die ganze deutsche Geschichte als hoffnungslose Verfallszeit ansehen. Wo wir dann allerdings mit der germanischen Wiedererweckung ansetzen sollen, das ist nicht zu ersehen: wir finden weder in uns noch außer uns mehr einen Anknüpfungspunkt. Denn jene Verfallstheorie entzieht unserem Volkstum seine innerste Substanz und leugnet die Kontinuität seines Wesens, wobei alle Volkskunde ihren Sinn verliert. Denn der deutsche Bauer kennt heute noch den Wode und sein Heer und bringt ihm noch hie und da seine Opfer (die der gebildete Mitteleuropäer als „unappetitlich" ablehnt!), und er braut ihm heute noch aus seiner Körnerfrucht seinen Rauschtrank. Ist er darum „entartet", oder will man grundsätzlich den Genuß von Blümchenkaffee als das Zeichen einer höheren Kultur ansehen?

Im Grunde steckt hinter alledem ein ebenso primitives wie falsches Denkschema; in mißverstandener Auslegung des nordischen Gedankens glaubt man: je nördlicher, um so nordischer, und so sucht man die echten Wurzeln unseres Wesens in möglichst nördlichen Breiten. Danach ständen uns die Sagahandschriften Islands näher als die lebendigen deutschen Bauern in Kärnten und Steiermark. Pergamente sind nie und nimmer der heilige Bronnen, aus dem ein Trunk unseren Durst nach germanischer Wiedererweckung stillen wird. Wir haben nicht aus sehnsüchtiger Rückerinnerung an ein verlorenes Paradies ein Rousseausches Idyll aufzubauen, sondern aus der germanischen Substanz unseres Volkstums neues germanisches Leben aufwachsen zu lassen. Und aus dieser lebendigen Substanz läßt sich der Gott der heroischen Selbstvergessenheit nicht verbannen — weder durch ein Kirchengelübde, noch durch eine neuzeitlich gefärbte Moral.

Diese Zeilen sind nicht geschrieben, um Verdienste zu schmälern, oder um nach üblem Vorbilde zu denunzieren und zur Freude der Gegner in die eigenen Reihen zu schießen. Sie sollen dazu beitragen, eine gefährliche und verderbliche falsche Frontstellung zu berichtigen; eine Frontstellung, die letzten Endes Deutschland, das ewige Schicksalsland des Germanentums und die Verkörperung des germanischen Reichsgedankens, als Herd des germanischen Verfalls hinstellt. Und dazu kann man nicht schweigen, wenn man der Erkenntnis deutschen Wesens dienen will.

Hugin und Munin.

Germanische Heldensage in Namen von Kärntner Urkunden

(Schluß)

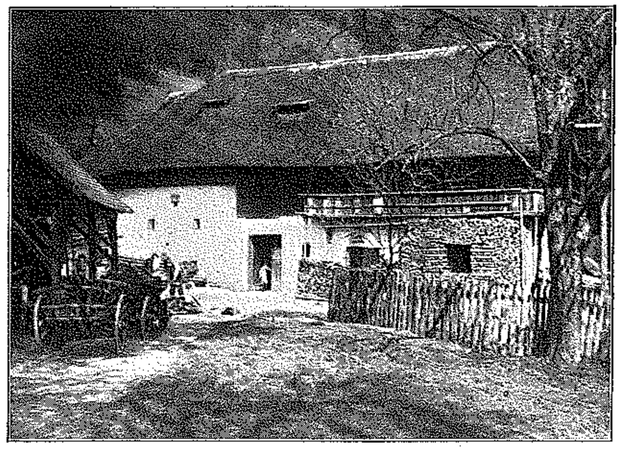
Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt

Zu den ältesten gotischen Sagenüberlieferungen führen die folgenden Namen zurück. Aus Erinnerungen an die zehnjährige Geiselschaft Theoderichs am byzantinischen Hof, an die gefahrvollen Wanderzüge mit seinem Volk und an die endliche Eroberung Italiens erwuchs die Sage von Dietrichs Vertreibung aus seinem Erbland Italien, nach älteren Vorstellungen durch Odoakar, der 493 von Theoderich ermordet wurde. Dieser Otacher des Hildebrandliedes begegnet uns in Kärntner Urkunden von 927 bis ins 13. Jahrhundert oft als Otachar, Otacher, Odoaker.

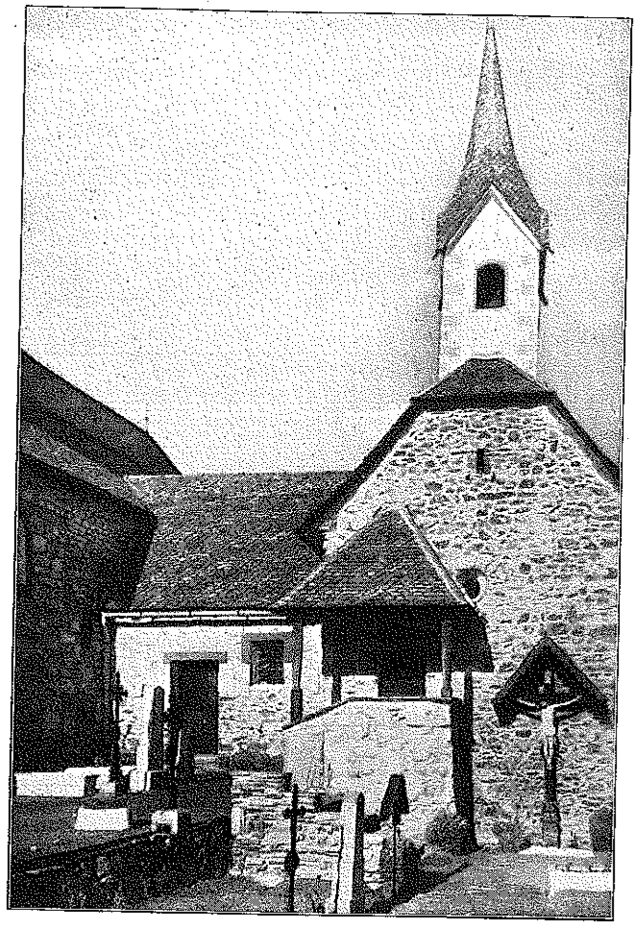
In späten mittelhochdeutschen Quellen, die von der Rabenschlacht erzählen, treten Witege und Heime dem Gotenhelden verräterisch gegenüber. Witege erschlägt die Söhne Etzels im Kampfe, für die Dietrich den persönlichen Schutz übernommen. Man sieht in Witege einen geschichtlichen Gotenkrieger Vidigoja, der noch um 500 in einem gotischen Liede besungen wurde. Mit seinem Kampfgefährten Heime hält er treueste Waffenbrüderschaft. Schon im altenglischen Widsid, dessen Sagenvorstellungen in die Völkerwanderungszeit zurückreichen, erscheinen Wudga und Hama als gefeierte Helden. Ihr gemeinsames Vorkommen in Kärntner Urkunden läßt deutlich auf ein Nachklingen alter Sagenvorstellungen schließen. Noch mehr aber die Tatsache, daß ihre Namen hier in verwandtschaftlicher Verbindung auftreten; ein Heimo, filius Witagonis, verschenkt in der Zeit von 883 bis 906 in der Gegend von Velden am Wörther See Eigenbesitz. In einer anderen Urkunde (958 bis 991) erscheint ein Heimo neben Witegoi. Die Namen kehren auch sonst in unseren Urkunden als Witagouwo, Witigo, Witego zwischen 931 und 1190, Heimo und Heim von 927 bis 1193 mehrere Male wieder. Ein Edler, namens Heimo, erbaute nach 991 die Kirche St. Martin am Krappfeld. Daß hier uralte gotische Sagenwelt lebendig war, kann bei der sonstigen Seltenheit dieser Namen keinem Zweifel unterliegen.

Bereits dem Dichter des altenglischen Waldere im 8. Jahrhundert galt Witege als Sohn des kunstreichen Meisterschmiedes Wieland, eine Vorstellung, die den mittelhochdeutschen Heldenepen ganz geläufig ist. In Niedersachsen zu Hause, drang der Ruhm von Wielands Schmiedekunst schon früh nach Oberdeutschland. Denn seit dem 8. Jahrhundert begegnet hier Wieland als hochdeutscher Personenname und ist auch bei den Langobarden beliebt. In Kärnten sind die Namen Wielant, Wilandus, Wielandus von 927 an und dann im 12. und 13. Jahrhundert einige Male lebendig. Auf dem Zollfeld liegt Willersdorf, das 1164 bis 1222 als Wielantesdorf mehrmals genannt wird.

Endlich scheint die gotische Ermanarichsage in den Namen Fritilo, Fritelo und Fritel, die im 12. Jahrhundert einige Male vorkommen, zum



Bauernhaus „Fink"
aus Gletschach bei Völkermarkt
Aufn. Dr. G. Graber



Alte königliche Pfalz Karnburg, wo König Arnulf 888 das Weihnachtsfest feierte
Aufn. Klauer

letzten Male nachzuklingen. Die ältesten Angaben über diesen Sagenkreis stammen wieder aus England: Ermanarich bereitet seinem eigenen Sohne Friedrich und seinen Neffen, den Harlungen Emerca und Fridla (mhd. Fritele), den Untergang. So rückt auch der Name Friderich, der in Kärnten von 990 an sehr häufig auftritt, in den Bereich der Heldensage.

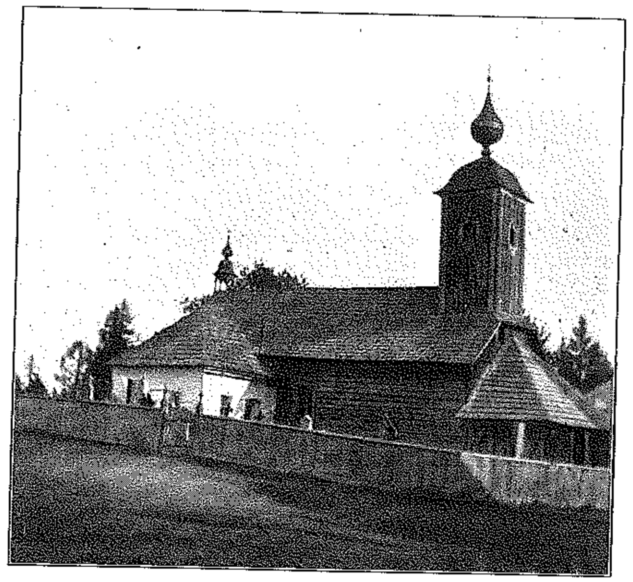
Wieder in die Nähe des mächtigen Hunnenkönigs Etzel führen Walter und Hildegunde, die als Geiseln von seinem Hofe entfliehen und nach schweren Fährlichkeiten und Kämpfen die Heimat jenseits des Rheins erreichen. Waltheri, Waltherius, Gualterus Walther ist seit 958 das ganze Mittelalter herauf ein in kärntischen Urkunden häufig belegter Name, Hiltigunt, Hiltigundis kommt von 957 bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts einige Male vor. Walterepen gab es in englischer Sprache aus dem 8. Jahrhundert, in lateinischer aus dem 10. (in St. Gallen), in deutscher aus dem 13. Jahrhundert.

An der langobardischen Sage nimmt Kärnten ebenfalls teil. Grenzte es doch im Südwesten auf einer ansehnlichen Strecke an das norditalische Langobardenreich. Bei den Langobarden war die alte, sagenhafte Überlieferung einer lieblichen Brautwerbung zu Hause. Ihr Geschichtsschreiber Paulus Diaconus berichtet sie von König Authari (gest. 590), der eine bayrische Prinzessin freite; sie wurde aber bald auf den hochberühmten Gesetzgeber Rothari (gest. 650) übertragen. Dessen Name könnte schon durch Vermittlung der Bayern oder noch in der älteren deutschen Kaiserzeit unmittelbar aus langobardischem Munde nach Kärnten gelangt sein. Er begegnet uns hier als Ruodhari, Ruodheri und Ruotharius von 927 bis 1220 sehr häufig und steht sicher mit dem Andenken des berühmten Langobardenkönigs in Zusammenhang. So ist denn auch Alpwinus, Albwinus, Albuinus bei Fortlassung der lateinischen Endung niemand anderer als der geschichtliche Langobardenkönig Albuin, der 568 sein Volk nach langen Wanderungen in die neue Heimat Italien führte und 573 durch Mord endete. Wenn die Bayern und Sachsen noch im 8. Jahrhundert von diesem Langobardenkönig sangen, so war nicht seine geschichtliche Bedeutung dafür maßgebend, sondern die dichterisch anziehende Gestalt der Sagenlieder. So ist es ganz erklärlich, daß dieser Name in Kärnten urkundlich vom Jahre 854 an und hauptsächlich im 10. und 11. Jahrhundert wiederholt auftritt. Namentlich im Jauntaler

Adelsgeschlechte, dem Bischof Albuin von Brixen entstammte, kehrt der Name an verschiedenen Trägern wieder. Schon im zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts und später tritt er in kärntischen Urkunden mit Umlaut auf: Elbiwin und Elbwin. Ferner gibt der Ortsname Albersdorf bei Schiefling am See Kunde von dem Fortleben dieser Heldengestalt. 1150 heißt er Albenesdorf, das zum ahd. Personennamen Alpwini („Freund, Geliebter der Elfen") gehört. Die windische Bezeichnung Pinja ves ist aus Alpinja ves, „Alpwinis Dorf", entstanden. Gerade in Kärnten wird das Andenken des Langobarden Albuin lange lebendig geblieben sein. Mit dem Einfall König Albuins in Italien (568) gewann langobardischer Einfluß auf Kärnten an Bedeutung. Das Gailtal bis Maglern wurde dann im 7. Jahrhundert von den langobardischen Herzogsöhnen Taso und Kako der slawischen Oberhoheit entrissen und dem langobardischen Herzogtum Friaul einverleibt, bei dem es bis 736 verblieb. So finden wir noch in der späten Gailtaler Volkstracht und der windischen Sage des Rosentales von den Hundsköpfen deutliche Spuren langobardischer Volksüberlieferung, und im Hausbau eine von Friaul ausgehende, deutlich merkbare Ausnahme von dem übrigen gesamtkärntischen Rauchstubenhaus.

Hinwieder waren es fränkische Siedler, die den Namen Huch, Huc, Hoc, Hugo (urkundlich zwischen 927 und dem 13. Jahrhundert gebraucht) nach Kärnten brachten. Bei Widukind von Korvei (967) heißt Chlodowech, der Vater des austrasischen Königs Theuderich I. (511—534), Huga und die Quedlinburger Annalen (um 1000) nennen denselben Sohn „Hugo Theodoricus d. i. der Franke, weil einst alle Franken Hugonen genannt wurden". Augsdorf bei Velden am Wörther See ist aus Haugsdorf, Dorf des Haug oder Hugo, entstanden. Much deutet den Namen als Ablaufstufe des altgermanischen Volksnamens Chauchos, lat. Chauci „die Hohen". Die Wolfdietrichsage bewahrt sein dichterisch verklärtes Andenken.

Von germanischen Ostseevölkern trat die Hildesage ihre Wanderung ins Binnenland an und hat im Gudrunlied auf österreichischem Boden um 1230 ihre endgültige dichterische Gestaltung gefunden. In ihm mischen sich Stoffe des alten Hildeliedes mit einer Entführungsgeschichte aus der Dietrichsage. Im alten Hildelied entführt Hedin (mhd. Hettel) Hagens Tochter Hilde. Beide Helden, so scheint es, fielen in der Schlacht. Wate, Herwig und Herrant (mhd. Horant) spielen dabei eine Rolle. Entführung, Schlacht und Tod des Vaters sind von hier in das spätere Gudrunlied übernommen worden. Ihrem Dichter kam dabei eine andere Entführungsgeschichte, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts epische Gestalt gewann, in den Sinn. Da entführt Dietrichs Neffe Herbort für seinen Herrn die Tochter des Königs Ludwig von der Normandie, namens Hiltburg. Er entkommt der Verfolgung Ludwigs und seines Sohnes Hartmut. Erfindungen des Gudrundichters bleiben Kudrun, Ger-



Kirche auf dem Sonntagberg bei St. Veit an der Glan. In ihrer ganz aus Holz gefügten Bauweise erinnert sie an die skandinavischen Holzstabkirchen
Aufn. Dr. G. Graber



Mädchen in Glantaler Tracht
Aufn. Anton Traunig

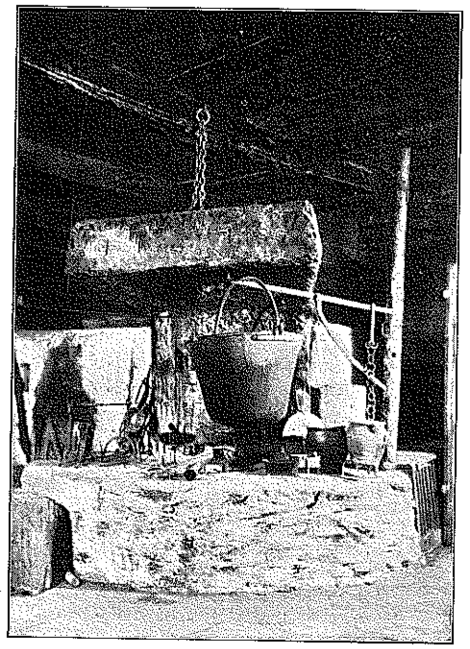
linde und Ortwin. Diesen drei verschiedenen Sagenschichten gehören somit die Kärntner Namen aus der Hildesage an. Herewich, Heruwich, Herwicus, Gerwic sowie Herrant, Herrandus kommen vom Beginn des 11. bis ins 13. Jahrhundert wiederholt vor. Herbort, Herbordus und Herbart ist hier während des 12. und 13. Jahrhunderts sehr beliebt, ebenso Ludwig, Luduwich, Ludewicus, Hlodowicus, wogegen Hiltipurc, Hiltipurgis, Hiltipurga, die Entführte des älteren Liedes und nachmals die treue Gefährtin Gudruns, von 888 bis 1125 nur viermal in Urkunden vorkommt. Auch der Name Ortwin (Gudruns Bruder) wird nur viermal im 11. und einmal im 13. Jahrhundert genannt. Gudruns Name fehlt überhaupt, Gerlinda ist nur einmal 1167 belegt. Von diesem Namen leitet sich jedoch der Ortsname Gerlamoos bei Greifenburg her, urkundlich 1065 bis 1258 als Gerlindamos, Gerlintenmose, Gerlintmos genannt. Großer Beliebtheit erfreute sich im 12. und 13. Jahrhundert der Name Hartmut, Hartmudus, Hartmodus. Vielleicht ist auch der schon erwähnte Name Hagano gelegentlich aus der Walther- oder Hildesage zu deuten.

Die Gestalten aus dem Sagenkreise Kaiser Karls sind in Deutschland verschollen. Die frühe Scheidung des Reiches in Austrien und Neustrien und die rasch erfolgende Verwelschung Neustriens haben die Ausbildung einer selbständigen deutschen Karlsage verhindert. So ist Karl nur in Frankreich in den Mittelpunkt zweier großer Sagengruppen getreten: Karl und seine Kämpfe mit den Sarazenen und Karl im Kampfe mit den übermütigen Großen seines Reiches. Immerhin müssen Begebenheiten aus diesem Sagenkreis auch auf deutschem Boden nicht unbekannt geblieben sein. So erklärt sich wohl das Vorkommen des Namens Roudelant, Ruolant, Rudlandus, Rulandus in kärntischen Urkunden von 1124 bis 1200.

Auf unserer Wanderung durch die Namenwelt der älteren kärntischen Urkunden sind wir vielen Heldennamen aus der Sage begegnet. Sie standen wohl aus dem Grunde im Ge-



Die Magdalenenkapelle auf dem Lurnfeld bei Spittal a. d. Drau; Stätte der ersten Entscheidungsschlacht zwischen Slawen und Germanen in Kärnten



Herd in einer Kärntner Rauchstube
Aufn. Anton Traunig

brauch, weil sie durch die Sagendichtung über den Alltag zu verklärter Höhe emporgehoben waren. Darstellungen der Sagen in liedhafter oder epischer Form müssen da und dort bekannt gewesen sein, wo die Namen in das Gegenwartsleben herübergenommen wurden. Ein Land, in dem die Heldengestalten fast aller germanischen Völker in der Namengebung des Alltags fortlebten, muß wohl auch in anderen Belangen starken Anteil am deutschen Geistesleben gezeigt haben. Nicht nur Fürsten und Adlige nehmen teil an dieser Namengebung, sondern wir finden ihre Vertreter ebenso unter den niedrigen Freien und sogar den Unfreien, die gelegentlich zufällig als Zeugen geführt werden. Der Bestand an slawischen Namen in unseren Urkunden ist außerordentlich gering und fällt gegenüber dem Reichtum an altgermanischem und altdeutschem Namengut kaum ins Gewicht. Wüßten wir nicht schon von anderer Seite her, daß Kärnten seit den Tagen der Völkerwanderung trotz der Einwanderung der Slawen ununterbrochen im Strome deutschen Geisteslebens stand und aus eigenem Nährboden volkhafte Eigenart bis heute treu bewahrt hat — sein Anteil an dem Namengut der Heldensage allein könnte dies hinreichend erweisen. In seinen urkundlichen Namen zieht die ganze ehrwürdige Reihe von Persönlichkeiten vorüber, die den gesamten Ablauf des germanischen Heldenzeitalters umspannt, angefangen von dem ostgotischen Vidigoja und Theoderich bis zur letzten geschichtlichen Gestalt der Völkerwanderung, die in die Heldensage einging, dem Langobardenkönig Alboin. Viele Sagenkreise, die vor Zeiten von dem Ursprungsvolke weg zu den Nachbarstämmen und weiter bis an die Grenzen des einst mächtig ausgedehnten Germanengebietes wanderten, haben auf Kärntner Boden schon in alter Zeit die Namengebung gespeist. Diese urkundlichen Heldennamen sind nichts anderes als unbewußte Anspielungen auf die treue Sagenpflege im südlichsten Grenzlande des heutigen deutschen Sprachgebietes.

Neue Untersuchungen über den Ursprung der nordisch-fälischen Rasse an Skelettfunden in Frankreich

Von Professor Dr. Hans Weinert, Kiel

Wir haben ein Gesetz, dessen Berechtigung wohl allen einleuchtet, das aber jedesmal, wenn jemand damit in Berührung kommt, unangenehm empfunden wird. Das ist die Bestimmung, daß Bodenfunde vorgeschichtlicher Art nicht privates Eigentum, sondern Staatseigentum sind. Der Finder eines Gegenstandes aus der Vorzeit oder eines Schädels oder Skelettes hat also keinen Anspruch darauf, seinen Fund für sich zu bergen, zu behalten oder auch gewinnbringend zu verkaufen. Der Geldwert dieser Dinge ist ja nur ideal. Sinn und Wert haben sie nur für die Forschung, die allein imstande ist, ihre Bedeutung zu erkennen und sie im Rahmen anderer Funde zu bearbeiten. Es ist selbstverständlich, daß der Träger solcher Entdeckungen nur der Staat sein kann, der dann auch seinerseits dafür Sorge trägt, daß die wissenschaftliche Auswertung zustande kommt

und die Funde selbst in Ausstellungen und Museen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Wir erleben aber immer wieder, daß gerade die Finder von Schädeln oder Skeletten vorgeschichtlicher Menschen sich äußerst ungern von ihrem Fund trennen, auch wenn sie gar nichts damit anfangen können. Und in der Wissenschaft selbst ist es nicht viel anders. Viele Schädel und Skelette — auch wenn sie durch besonders hohes Alter für die Forschung äußerst wichtig sind — kommen nicht zur Bearbeitung oder zur Veröffentlichung, weil der Entdecker oder Bearbeiter aus irgendwelchen Gründen nicht zu der vorgenommenen Untersuchung kommt, und doch eifersüchtig darüber wacht, daß kein anderer die Arbeit übernimmt.

Ich habe diese Einleitung absichtlich gebracht, um ausdrücklich anzuerkennen, mit welcher liebenswürdigen Bereitwilligkeit mir bei einer Forschungsreise alle in Frankreich aufbewahrten Skelette eiszeitlicher Menschen gezeigt und zugänglich gemacht wurden. Denn die eingangs geschilderten Tatsachen gelten nicht nur für Deutschland, sondern wir treffen sie bei allen Kulturnationen, bei denen Urgeschichtsforschung getrieben wird. Es mag deshalb auch öffentlich betont werden, daß die Kameradschaft in wissenschaftlicher Forschung so selbstverständlich ist, daß die französischen Fachgenossen einem deutschen Kollegen unter den eiszeitlichen Menschenresten, die sie besitzen, auch die Schädel und Skelette zur Verfügung stellten, über die sie selber noch nicht ausführlich berichtet hatten.

Für uns Deutsche ist im Dritten Reich die Rassenforschung eins der wichtigsten, theoretisch wissenschaftlichen Gebiete geworden. Rassenforschung bedeutet aber nicht einfach die Beschreibung heute vorkommender Menschenformen; Rasse ist ja etwas Ererbtes, etwas Gewordenes; so gehört zur Rassenkenntnis, daß man auch über die Entstehung und den Werdegang der Rasse Bescheid weiß. Das klingt selbstverständlicher und leichter, als es wirklich getan ist; denn bei vielen Rassen, deren Existenz als Rasse zweifellos ist, sind wir doch noch nicht in der Lage, über ihre Herkunft etwas Sicheres zu behaupten.

Unser deutsches Volk gründet sich ja hauptsächlich auf die nordische Rasse, innerhalb der großen europiden Hauptrasse; und so haben wir auch ein erhöhtes Interesse daran, den Entwicklungsgang gerade dieser nordischen Rasse genauer zu ergründen. Es ist selbstverständlich, daß wir dazu nicht allein auf deutschem Boden bleiben können; wir müssen vielmehr allen Funden dorthin nachgehen, wo wir sie antreffen. Und gerade Frankreich, das während aller Vereisungsperioden selbst eisfrei geblieben ist, zeigte uns noch vor wenigen Jahrzehnten als das bestuntersuchteste Land auf der Erde alle Entwicklungsstufen vom Neandertaler bis zur heutigen Menschheit. Und wenn Frankreich auch heute nicht mehr das „Paradies des Urmenschen" ist, in dem Sinne, daß nur gerade dort Urmenschen gelebt haben, dann sind natürlich doch die alten Funde für neue Fragen der Stammesgeschichte und der Rassenkunde zu verwerten. Auch die Bezeichnung „Urmensch" ist hier zu weit gefaßt. Nach richtigem Sprachgebrauch sollte man damit ja überhaupt nur die urtümlichsten Menschen meinen, also die Pithecanthropus- oder Affenmensch-Formen. Durch Gustav Schwalbe wurde dann der Name Homo primigenius = Urmensch dem Neandertaler beigelegt, während er in dem oben gegebenen Zitat wahllos für alle Vorzeit-Menschen gebraucht wurde.

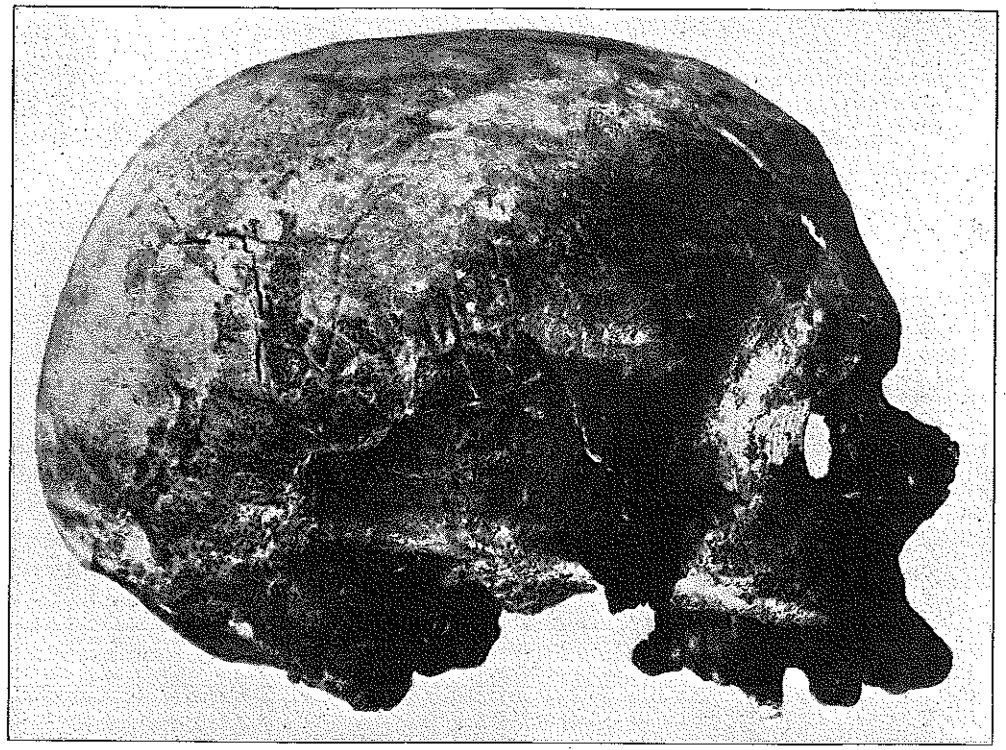
Die Studienreise nach Frankreich wurde weniger unternommen, um die dort lagernden ältesten Skelette zu untersuchen; zwar war auch das wichtig, weil manches an ihnen überhaupt noch nicht veröffentlicht war. Das wichtigste, auch gerade heute vorliegende Problem, war die Erforschung der Herkunft moderner Rassen, und gerade dazu war Frankreich mit seinen alten Funden besonders bedeutungsvoll. Es ist in der vorgeschichtlichen Anthropologie ja nicht nur das interessant, was möglichst alt ist, sondern auch diejenigen Menschenreste, die uns über das genannte Problem Auskunft geben können, sind nötig, oder auch sogar noch nötiger, als die Wiederholung eines Fundes aus älterer Zeit.

Während der letzten Eiszeit tritt die Menschheit in die Form, die wir Homo sapiens nennen. Zum Unterschied gegen die heutigen Menschenrassen, die man in der großen Art „Homo sapiens recens oder alluvialis" zusammenfaßt, schlug ich für die eiszeitlichen Sapiens-Menschen den Namen „Homo sapiens diluvialis" vor, anstatt des früher gebräuchlichen, sprachlich wenig schönen „Homo sapiens fossilis". Und für diese Diluvialis-Menschheit ist Frankreich mit seinen Funden nach wie vor besonders wichtig. Es heißt ja in der Literatur, daß in der letzten Eiszeit drei Rassen in Europa auftreten, die man nach den Fundorten Aurignac-, Cro-Magnon- und Grimaldirasse nennt. Als typischer Vertreter für die Aurignacrasse wird der Mann von Combe capelle angeführt; nach ähnlichen Schädelfunden bei Brünn in Mähren hat die Bezeichnung „Brünnrasse" dieselbe Bedeutung; und ebenso weist auch England einen Fund auf, den Schädel von Galey-Hill, der seiner Form nach für dieselbe Rasse in Anspruch genommen wird, ohne daß er zeitlich genau datierbar ist.

Diese Aurignacrasse ist äußerst langschädlig und nach dem Skelett von Combe capelle nur mittelgroß, eher zierlich und schlankgliedrig. Im Gegensatz dazu wird die auf viele Schädel und Skelette begründete Cro-Magnon-Rasse als groß, derbknochig mit entsprechend schwerem, eckigem Kopf geschildert. Daß beide Rassenformen in die heutige Menschheit übergegangen sind, ist wohl niemals bezweifelt worden und kann auch heute noch als gesichert angenommen werden. Denn wenn wir auch aus vielen Funden das eiszeitliche Alter genau erschließen können und damit Schädel oder Skelett mit dem Beinamen „diluvialis" bezeichnen dürfen, so gründet sich diese Datierung doch immer nur auf kulturelle Beigaben, Bestattungsart oder sonst ein Anzeichen, das uns das Eiszeitalter deutlich macht. Die Tatsache, daß ein Schädel in mehreren Meter Tiefe im eiszeitlichen Löß oder Sand gefunden wird, berechtigt aber nicht mehr dazu, ihn als „eiszeitlich" hinzustellen. Denn trotz mancher urtümlicher Anzeichen, die wir an den gesicherten Resten erkennen, sind wir doch nicht mehr imstande, allein aus der Form die Alterseinreihung behaupten zu können. Denn alle urtümlichen Merkmale kommen auch innerhalb der heutigen Menschheit vor. Der Mensch ist also nicht mehr „Leitfossil" für die Eiszeit.

Wenn wir nun an diesen Funden die Überleitung zur heutigen Rassenform versuchen wollen, so kommen dafür nur die Küstenrassen in Frage. Im Norden also die nordische und die fälische Rasse, um die Küsten des Mittelmeeres herum die mediterrane Rasse, die Günther die westische genannt hat. Aber schon dabei tauchen doch verschiedene Probleme auf. Den besten Zusammenhang finden wir in der eiszeitlichen Gruppe der Cro-Magnon-Menschen mit der heutigen fälischen Rasse. Schon in früheren Ausführungen (Die Rasse 1934, Heft 9) habe ich auf diese Fragen hingewiesen.

Wenn wir nämlich die Bevölkerung Deutschlands rassisch untersuchen, dann sind wir wohl imstande, Menschen mit nordischen Merkmalen, d. h. hier also mit hohem schmalem Gesicht, und fälische Typen mit eckigem Gesicht, breiten Backenknochen und niedrigen Augenhöhlen zu unterscheiden. Aber es gibt keine Gegend Deutschlands, die als vorherrschend nordisch oder vorherrschend fälisch bezeichnet werden kann. Beide Formen kommen vielmehr gemischt vor, wobei die fälische Erscheinung vielfach häufiger festzustellen ist, als die speziell nordische. Und wenn wir uns daraufhin die Fossilfunde ansehen, dann haben wir hierbei noch im verstärkten Maße dieselbe Tatsache. Gerade in der Diluvialperiode suchen wir nach nordischen Hochgesichtern eigentlich vergeblich. Auch der zierlichere Mann von Combe capelle, nach dessen Kulturperiode die Aurignacrasse genannt ist, hat trotz seines überlangen schmalen Schädels (Index kaum 66) ein durchaus cro-magnon-artiges Gesicht; d. h. seine Backenknochen sind breit, die Augenhöhlen niedrig und rechtwinklig abgeknickt. Zwar ist die Unterkieferbreite bei diesem Schädel verhältnismäßig gering, aber an anderen Schädeln derselben Gruppe haben wir auch weit auseinanderstehende Kieferwinkel. Und heute können wir, gestützt auf eine größere Anzahl gleichaltri-



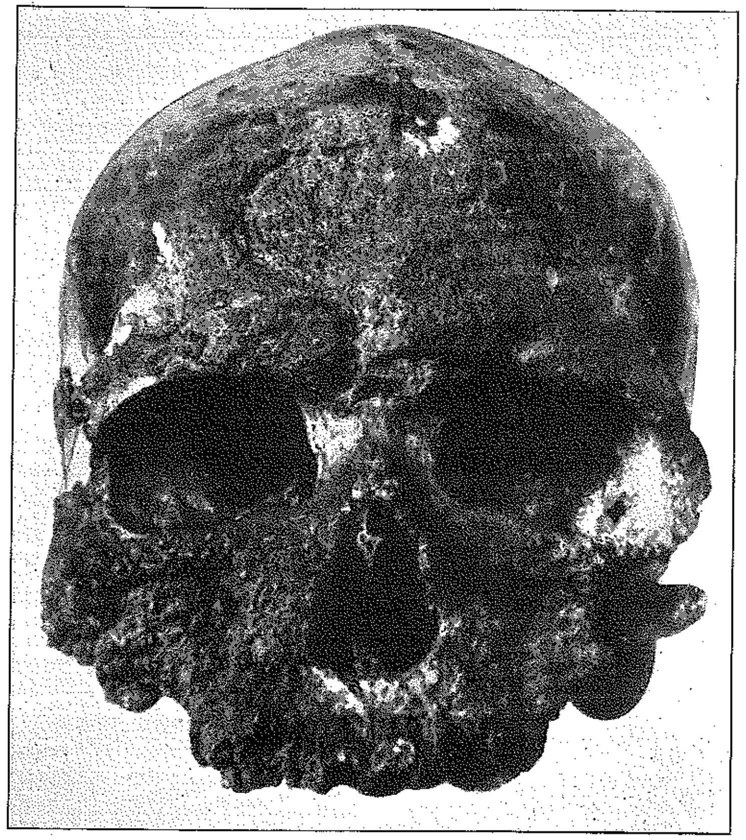


Abb. 1. Schädel des Mannes von Cro Magnon von der Seite
Orig. Aufn. des Labor. d'Ethnologie. Paris

Abb. 2. Der Cro-Magnon-Schädel von vorn
Orig. Aufn. wie Abb. 1

ger Funde, eine solche Reihe von Schädeln nebeneinander stellen, daß die früher besonders betonten Unterschiede zwischen Aurignac und Cro-Magnon in allen Einzelmerkmalen überbrückt werden. Es lag auch damals also schon derselbe Zustand vor wie heute, daß in der gleichen Gegend beide Typen nebeneinander vorkamen. Man hat sie auch damals unterscheiden können, aber den Rang eigentlicher Rassen werden sie bei einer Gegenüberstellung untereinander noch nicht gehabt haben. Dabei mag auf etwas hingewiesen werden, was bisher in der Rasseneinteilung Europas scheinbar übersehen ist. Die Cro-Magnon-Form finden wir nicht nur in der großen europäischen Nordrasse mit hohem Wuchs, blauen Augen und blondem Haar, sondern ebenso in der westischen Mittelmeerrasse. Auch dort haben wir große schwere Menschen mit auffälligem Cro-Magnon-Schädel, aber mit der für die westische Rasse kennzeichnenden Farbe in Haut, Augen und Haar.

Es ist natürlich möglich, daß solche „dunklen" Cro-Magnon-Leute durch Rassenmischung entstehen, also durch eine Kombination nordisch-fälischen Wuchses mit mediterranen Farben. Es bliebe aber auch die Frage offen, ob sie nicht als Rassenform bodenständig sind. Und gerade das wird durch die Eiszeitfunde auf französischem Boden besonders nahegelegt. Wir finden, wie gesagt, während der letzten Eiszeit überall Cro-Magnon-Menschen; es kommt noch hinzu, daß sie auch zeitlich durch das ganze Jungpaläolithikum hindurchgehen. Man hat früher wohl geglaubt, verleitet durch die Namengebung, daß die Aurignacrasse die ältere wäre, ihrer Zeitperiode, dem Aurignacien, entsprechend; und daß andererseits die Cro-Magnons die Leittypen für die letzte Periode des Jungpaläolithikums, für das Magdalénien, seien. Die Skelettfunde beweisen aber etwas anderes: Nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich gehen Aurignac- und Cro-Magnon-Formen immer nebeneinander her. Wir haben also auch Cro-Magnon-Menschen im Aurignacien und ebenso aurignacrassische im Magdalénien.

Es blieb immer die Frage, ob denn nicht für die eigentliche nordische Rasse fossile Vertreter im Jungpaläolithikum vorlägen. Und auch dafür wurde besonders wieder ein französischer Fund genannt: Schädel und Skelett des Mannes von Chancelade. Aber das einzige Merkmal, worauf sich diese Annahme stützte, war die Erklärung, daß dieser Mensch höhere Augenhöhlen als seine Cro-Magnon-Verwandten hätte. Es wurde sogar dabei übersehen, daß die Körperhöhe dieses Mannes durchaus nicht nordisch ist, denn aus den erhaltenen Gliedmaßenknochen läßt sich eine Größe von kaum 1,60 Meter errechnen. Und ebenso wurde auch übersehen, daß wir gerade über diesen französischen Fund sehr wenig und sehr ungenau unterrichtet sind. Das Skelett selbst liegt heute in dem kleinen Museum von Perigueux in der Dordogne. Vom Schädel sah ich einen Abguß in Paris, während sonst nur zwei wenig brauchbare Photographien in der Literatur existieren. Über das besonders herangezogene Merkmal der Augenhöhlen hatte ich schon in der früheren Arbeit berichtet. Es war aber doch wichtig, diese Augenhöhlen einmal selbst gesehen zu haben. Der Schädel ist nämlich nicht mehr ganz in dem Zustand, den er bei Lebzeiten seines Besitzers gehabt hatte. Die Augenhöhlen geben mit ihren absoluten Maßen deshalb kein ganz genaues Bild ihrer ehemaligen Form. Im ganzen hat man aber zweifellos den Eindruck, daß auch der Mann von Chancelade einen Cro-Magnon-Schädel gehabt hat. Wir haben uns nur durch den Patenfund dazu verleiten lassen, mit dem Begriff Cro-Magnon die ganz extrem niedrigen Augenhöhlen zu verbinden. Ich war deshalb vor Antritt meiner Reise auch darauf aufmerksam gemacht worden, auch beim „Alten von Cro-Magnon" darauf zu achten, ob die niedrigen eckigen Augenhöhlen dem natürlichen Zustande entsprachen und nicht etwa auch durch Verdrückung hervorgerufen wären — denn auch von diesem berühmten Fund gibt es zwar käuflich zu erwerbende Abgüsse, aber keine ausreichende anthropologische Beschreibung. Nun ist zwar das Gesicht des Cro-Magnon-Schädels durch Salze etwas angegriffen. Die Rauhigkeit dieser Partie sieht man auch an dem Abguß, aber die Knochenformen sind unverändert ge-

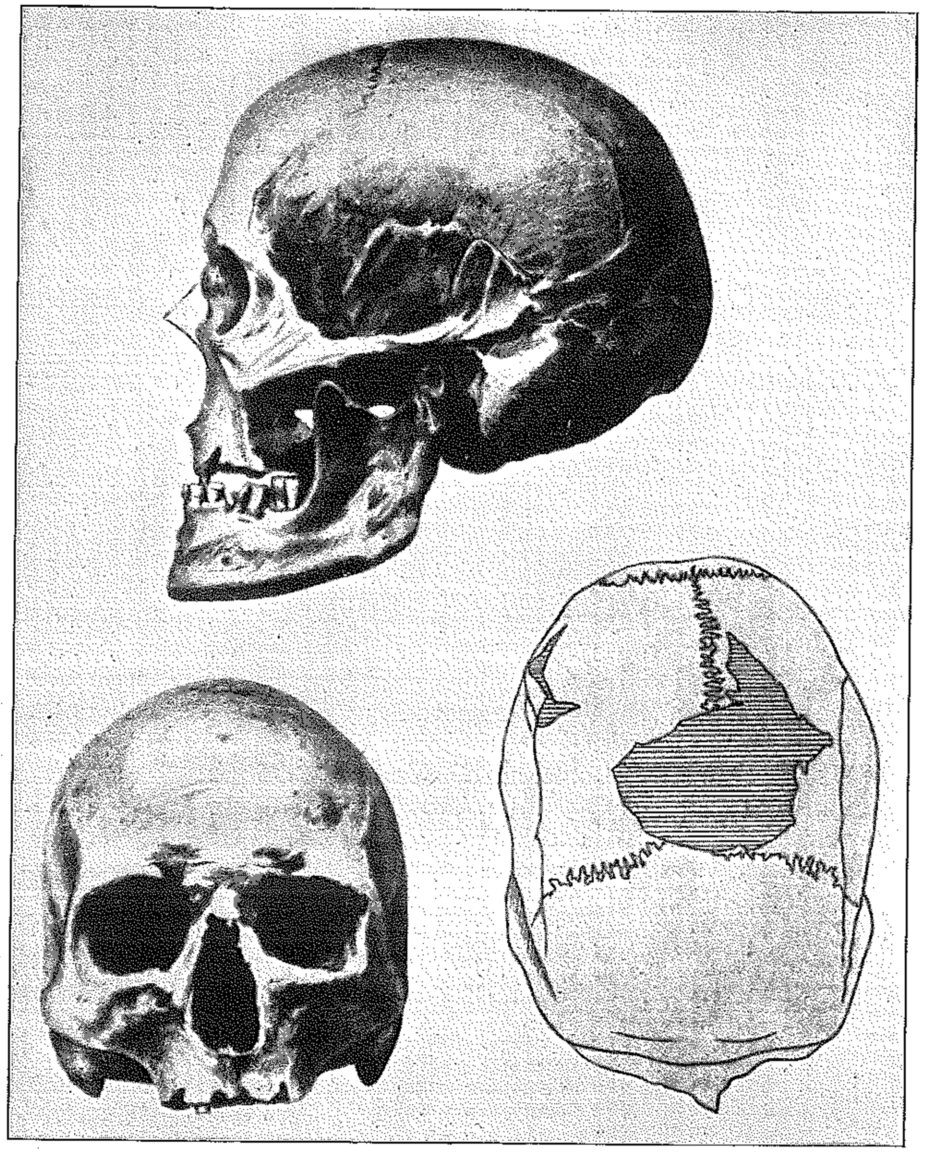


Abb. 3. Der Schädel des Mannes von Chancelade (Raymonden)
Alte Aufn. von L. Testut

blieben. Die Augenhöhlen sind wirklich so niedrig: Höhe 26,5 und 27 Millimeter, Breite 46,5 Millimeter. Das ergibt einen Index von rund 57; d. h. also, die Höhe der Augenhöhlen ist nur wenig größer als die Hälfte ihrer Breite. Als Rassenmerkmal tritt diese Erscheinung an allen Cro-Magnon-Schädeln auf, aber doch nicht so, daß überall derselbe niedrige Index erreicht wird.

Eigentlich konnte man sich das durch Überlegung schon von selbst sagen; denn wenn auch durch vielfache Rassenmischung innerhalb des letzten Jahrhunderts die Erscheinungsform der heutigen europäischen Menschen besonders variiert, dann ist es doch zu allen Zeiten auch nicht möglich gewesen, daß ein so hochkompliziertes Gebilde, wie der menschliche Körper es ist, bei dem polymeren Erbgang seiner meisten Merkmale zu einer ganz

einheitlich rassischen Erscheinung kommen konnte. Die Augenhöhlen des Schädels von Chancelade fallen also auch dann, wenn sie an dem verdrückten Schädel von heute doch noch die alte Form zeigen, als Beweis für eine Rassenabweichung aus.

Es ist auch gar nicht möglich, an einem einzelnen Skelett, das sich unter einer größeren Zahl von Zeitgenossen befindet, festzustellen, daß es ganz allein als Ahne einer besonderen Rasse gelten könnte. Denn selbstverständlich hat dieser Mensch an der Erzeugung der Nachkommenschaft seiner Zeit denselben Anteil wie die anderen Personen auch. Wir können nicht damit rechnen, daß von ihm und einer rassisch ganz gleichartigen Frau (die wir nicht kennen) ein eigener Nachkommenzweig ausging, der die heutige nordische Rasse aus sich entstehen ließ. Außerdem ist der Schädel von Chancelade ja auch nicht der einzige, der etwas höhere Augenhöhlen besitzt als die anderen Cro-Magnon-Leute. Schon in der zitierten Arbeit habe ich auf den Schädel Brünn Nr. III aufmerksam gemacht, der das schmale Gesicht und höhere Augenhöhlen in noch deutlicherem Maße zeigt, als der Mann von Chancelade. Also auch dieses Skelett ist unter die große Gruppe der Aurignac-Cro-Magnon-Rasse einzureihen.

Es war schon darauf hingewiesen, daß auch unter den heutigen Mediterranen Cro-Magnon-Gestalten anzutreffen sind, und daß wir nicht genötigt sind, sie als Mischlinge von Nordisch-Fälischen und Westischen aufzufassen. Der ergiebigste Fundplatz französischer Cro-Magnon-Skelette ist ja bis heute nicht die Dordogne, sondern die Riviera zwischen Mentone und Ventimiglia. Hier sind in den Grotten von Grimaldi Reste von 12 bis 15 Skeletten gefunden worden, die höchstwahrscheinlich alle der Aurignacien-Periode an-

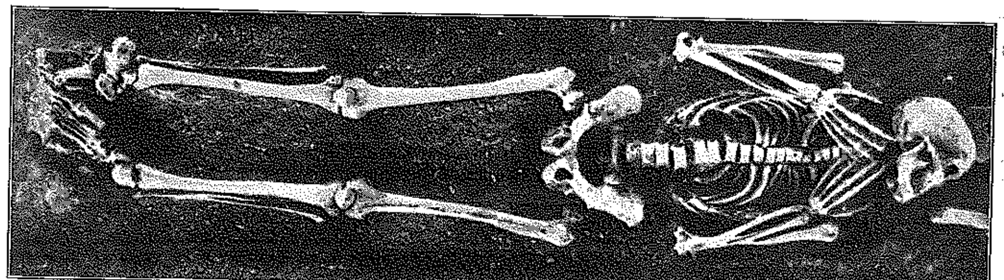


Abb. 4. Skelett des langen Mannes (Cro-Magnon-Typus) aus der „Kindergrotte"
bei Mentone an der Riviera
Aufn. Verneau

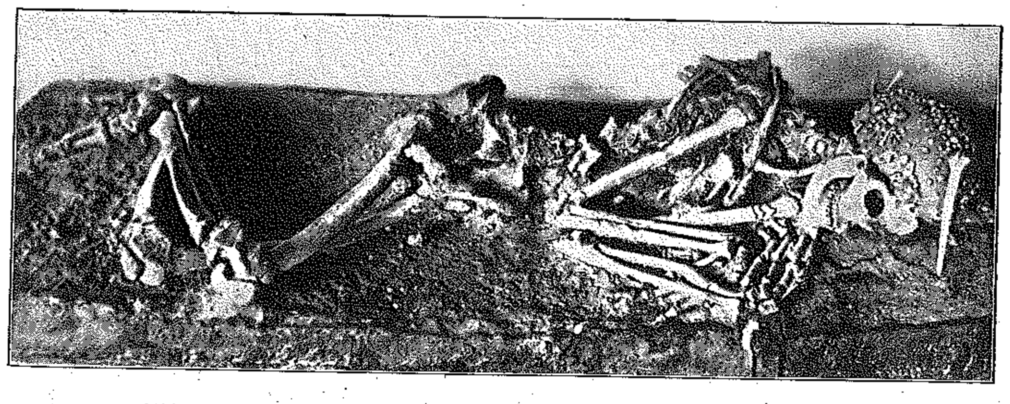


Abb. 5. Eine Cro-Magnon-Bestattung aus der Höhle „Cavillon" bei Mentone
Aufn. Verneau

gehören und dem Cro-Magnon-Typus entsprechen. Einige von ihnen weisen Körperhöhen auf von annähernd 200 Zentimeter und darüber. Auch dadurch hat sich die Meinung gebildet, daß alle Cro-Magnon-Leute sehr groß sein müssen.

Wenn man ferner die heute lebenden, fälisch gebauten Menschen derselben Gegend ansieht, dann ist es natürlich ganz ausgeschlossen, sich die alten Cro-Magnons der Riviera mit heller Haut und blondem Haar vorzustellen. Zu dieser Ausbildung hat vermutlich auch während der letzten Vereisungsperiode am Mittelmeer kein Anlaß vorgelegen. Wir werden über die Entstehung dieser nordischen Rassenmerkmale natürlich stets auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen bleiben, denn kein Fossilfund kann uns darüber Auskunft geben. Aber daß diese Mutation in der menschlichen Rassengeschichte nur e i n m a l und dann wohl in der Küstengegend n o r d i s c h e r Meere eingetreten ist, ist eine

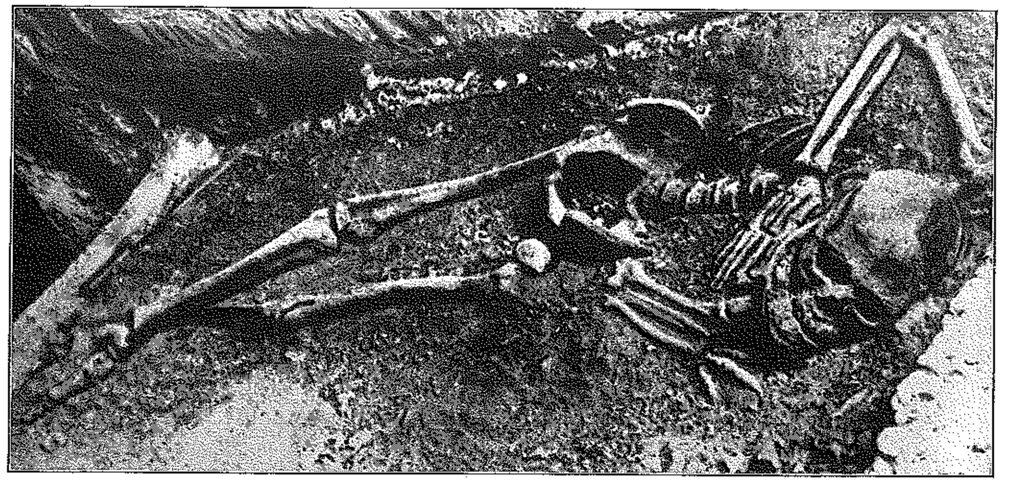


Abb. 6. Skelett des großen Cro-Magnon-Mannes aus der „Barma Grande" bei Mentone
Aufn. Grimaldi-Museum

Annahme, die ich gegenüber der Hypothese der asiatischen Herkunft schon länger vertrete, und die auch heute weitere Geltung erlangt hat. Demnach ist also z. B. der große schwere Mann aus der Barma Grande Grotte an der Riviera ein Cro-Magnon-Vertreter, wie wir ihn — zwar nicht in dieser extremen Brutalität, aber doch ähnlich — auch unter den Italienern antreffen.

So zeigen uns diese Skelettfunde aus der letzten Eiszeit im Süden Frankreichs unbedingt Menschenformen, die wir aus der Ahnenschaft der nordisch-fälischen und der mediterranen Rasse nicht auszuschließen brauchen. Daß wir zur gleichen Zeit dieselben Funde nicht in Norddeutschland machen können, ist selbstverständlich. Soweit das Gletschereis der Würmeiszeit reichte (angezeigt durch das Urstromtal der Elbe), können wir natürlich nicht mit Skelettfunden rechnen. Aber aus den eisfreien Teilen Deutschlands haben wir ja, wenn auch in geringerer Zahl, doch die gleichen Funde. Die Doppelbestattung von Oberkassel bei Bonn am Rhein zeigt uns in dem Mann einen Cro-Magnon-Vertreter, der mit dem „Alten von Cro-Magnon" beinah familienverwandt gewesen zu sein scheint. Und auch die Frau von Oberkassel ist trotz mancher Eigenheiten eine gute Vertreterin ihrer Rasse.

So passen also die Ergebnisse aus dem Vergleich der letzteiszeitlichen Funde sehr gut zu dem, was wir heute noch in Europa an Rassenformen antreffen. Nun kommen aber doch noch andere Fragen dazu; in einer der Grimaldi-Höhlen, die unter dem Namen Kindergrotte bekannt ist, befanden sich ja in tiefster Lage zwei Skelette, die vorhin schon als „Grimaldi-Rasse" erwähnt wurden. Es ist die bekannte Doppelbestattung, bei der ein Jüngling eine ältere Frau in seinen Armen hält; beide als seitlich liegende Hocker in roter Ockererde bestattet. Diese Skelette erregten schon bei ihrer Auffindung dadurch besondere Aufmerksamkeit, daß ihre vorgebauten Kiefer an Negerschädel erinnerten, und daß auch die Gliedmaßenproportionen eine ähnliche Beziehung aufwiesen. Verneau, der in zwei großen Bänden die Funde aus den Grimaldi-Höhlen eingehend beschrieben hat, widmet vor allen Dingen dieser seltsamen Bestattung besondere Aufmerksamkeit. Von ihm stammt auch der Name Grimaldirasse, der nicht nur nach der gleichnamigen Ortschaft, sondern auch nach dem Familiennamen des Fürsten von Monaco gegeben worden ist.

Es treten also folgende Probleme auf. Haben wir in diesen beiden Skeletten wirklich die Vertreter einer Negerrasse oder sind sie nur negerähnlich, ohne daß wir daraus eine besondere Beziehung zu heutigen Rassen herleiten dürfen? Oder sind sie schließlich eine urtümliche Homo-sapiens-Form, in der wir sowohl die Anlage zur späteren Cro-Magnon-Rasse wie auch zur negriden Rasse Afrikas zu erblicken haben? Wegen dieser Fragen wurde die Studienreise nach Frankreich vor allen Dingen unternommen; denn es ist selbstverständlich, daß die Lösung nicht allein von diesen beiden Grimaldi-Skeletten aus erfolgen kann, sondern daß das Problem nur in der Erfassung der Gesamtheit aller vorliegenden Fossilfunde zu erörtern ist. Und diese Gesamtheit ist heute natürlich wesentlich größer als zu der Zeit, da Verneau seine ausgezeichneten Untersuchungen veröffentlichte. Im Verlauf der seitdem vergangenen 30 Jahre hat die Rassenforschung ja nicht nur eine größere Grundlage, sondern auch eine erhöhte Bedeutung bekommen. Wir sind gefühlsmäßig darauf eingestellt, den Ursprung der großen negriden Hauptrasse der Menschheit in Afrika zu suchen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts waren aber aus Afrika überhaupt keine menschlichen Fossilfunde bekannt, so daß Verneau die Grimaldi-Skelette nur mit modernen Negern und negerähnlichen Schädeln vergleichen konnte.

Vielleicht kann diese Frage, die ein Teilgebiet aus dem gerade in Arbeit befindlichen Buch, das die Entstehung der Menschenrassen betrifft, auch in diesen Blättern als ein weiteres Ergebnis der Studien in Frankreich behandelt werden. Für das hier besprochene Thema über den Ursprung der nordischen und fälischen Rasse hat sie ja keine direkte Beziehung, aber die Verbindung damit ist doch dadurch gegeben, daß einmal diese Grimaldi-Skelette in der sonst von Cro-Magnon-Menschen besiedelten Höhle bestattet worden sind; und daß andererseits trotz der Fortschritte unserer heutigen Kenntnisse Afrika auch nicht in der Lage ist, unsere Fragestellung nach der Herkunft der Neger befriedigend zu lösen. Neue Funde des deutschen Forschers Kohl-Larsen im ehemaligen Deutsch-Ostafrika vervollständigen die schon vor dem Krieg gemachte Entdeckung von H. Reck-Berlin, die auch nachher von ihm mit Hilfe englischer Unterstützung erweitert worden ist. Wir treffen nämlich den europiden Cro-Magnon-Typus in Ost- und Südafrika zeitlich noch früher an als den deutlich erkennbaren Neger. Die diluvialen Cro-Magnon-Menschen müssen schon im Jungpaläolithikum bis nach Südafrika sich ausgedehnt haben, und sie sind, wo sie mit dem Neger zusammen angetroffen werden, dort genau so die Herrenmenschen gewesen wie in ihrer europäischen Urheimat. Durch die neuesten Funde in Afrika wird auch das Grimaldi-Problem von neuem interessant.

Neben dem Dank an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die mir die Reise an die französischen Fundstätten ermöglichte, sei aber nochmals dankbar an das Entgegenkommen französischer Behörden und Fachgenossen gedacht. Denn ohne diese Zusammenarbeit wäre es ja gar nicht möglich, solche Fragen zu lösen, die zunächst nur erkenntnistheoretischen Wert haben, deren Lösung aber auch für die Probleme praktischer Rassenbewertung nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Bauern und Helden in dänischer Frühzeit

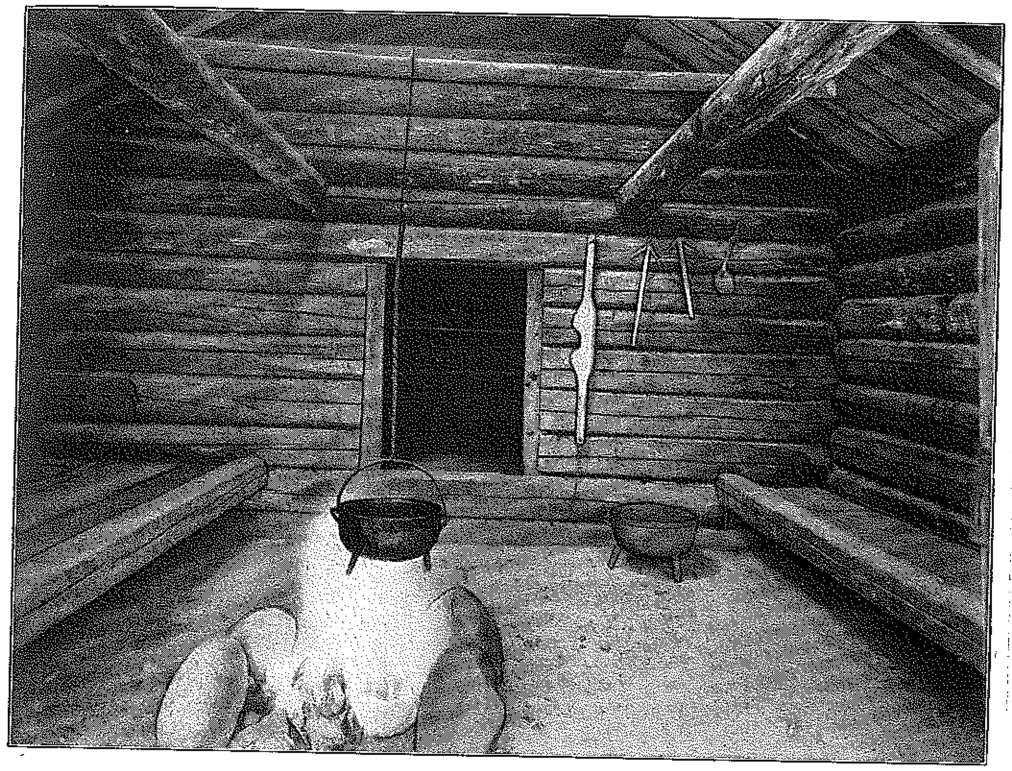
Von Dr. Hans Midderhoff

In der Edda gibt es ein Lied, den Grottasöng: „Da mahlen zwei gefangene Riesinnen dem Dänenkönig Frodi auf einer Zaubermühle, was sein Herz begehrt; bis sie schließlich mit Hilfe dieser Mühle ein Feindheer heranlocken, ihre Fesseln sprengen und Burg und Mühle in Flammen aufgehen. Frodi fällt und die Riesinnen versinken."

Dieses Lied sang man oft, und die Höfe, in denen es erklang, lagen bald darauf wieder in Schutt und Asche. Die Zeit danach war immer dunkel und schwer, und ihre Herrscher verblassen vor der widersprechenden Überlieferung. Ganz wenige nur ragen heraus, und es scheint, als ob die dänische Königsgeschichte der Frühzeit dem Mann vor seinem Geschlecht den Vorzug gab. Mit diesen ragenden Herrschern treten gleichzeitig auch die anderen großen Bauern und Helden der dänischen Frühzeit auf.

Es prägt sich in dem eingangs erwähnten Eddalied der doppelte Sinn des dänischen Bauerntums aus: der für Frieden und Fülle und behäbige Seßhaftigkeit auf eigenem Land und der andere für höchst gesteigertes Heldentum mit all seiner Tragik. Und in der Tat: es dauerte lange, bis Dänemark sich von den Stürmen der großen Wanderungen, die es zwar nur am Rande aber nicht minder heftig erlebte, erholt hatte, bis wieder eine goldene Zeit wie in den Tagen Frodis eintrat: Hrolf mit dem Beinamen Kraki, der kleine sehnige Wikingersprößling spannte den dänischen Einfluß weit über Meer und Nachbarland. Von seinem Hof in Leire ergoß sich Dänenruhm über den ganzen Norden; er war der Mittelpunkt nicht nur für Kriegsmänner wie Bjarki oder Hjalti, er war auch Mittelpunkt dänischer Überlieferung. Man sang dort von Starkad und Helgi und hielt den Sinn offen für die Größe, aber auch die Tragik und Vergänglichkeit des Heldenlebens, wie sie bald auch über die stolze Halle in Leire hereinbrachen und Dänemarks Ruhm für 200 Jahre begraben sollten. Was nun folgt, ist vom Helldunkel der Sage überschattet oder vom Mythos umsponnen: der raubgierige Rörik, der listige Amled (den Shakespeare in die Renaissancezeit stellt), von dessen jütländischer Abkunft das Dorf Ammelhede (= Amlaedhae hedhae) heute noch Kunde gibt. Kleinkönigtum regiert jetzt über die dänischen Lande, und erst Ivar Weitfaden wird wieder zum Einiger Dänemarks. Die schwedische Ynglinga-Sage berichtet, wie er von Schonen aus, dem Kern dänischer Macht, das Inselreich, Jütland, einen Teil Niedersachsens und Rußland erobert. Die Lethra-Chronik schreibt diese Tat erst Harald, seinem Enkel, mit dem Beinamen Kampfzahn, zu. Ihn erwartet die Aufgabe der Befestigung des Reiches, wie sie später in Deutschland dem Nachfolger Heinrichs VI. oblag. Harald, der Sage nach auf besondere Einwirkung Odins von einer unfruchtbaren Frau geboren, war von Anfang an dem Kriegsgott geweiht; aber wir wissen nicht genau, ob er den Beinamen seiner vielen Fehden wegen oder von seinen vorstehenden goldfarbenen Eberzähnen erhielt (so das isländ. Sagabruchstück von 1300). Wie später Hakon der Gute in Norwegen, wird Harald der Erneuerer des dänischen Heerwesens. Ihn, den Schützling Odins, lehrt dieser selbst die keilförmige Schlachtordnung, den „Schweinekopf" (Svinfylking); je drei Angriffskeile, von denen der mittlere die beiden anderen überragt, bilden Spitze und Schluß des Heeres. So vorgehend, besiegt Harald den Norweger Asmund und die drei Schwedenprinzen Alf, Yngvi und Ingjald. So überwand er im Verein mit auserlesenen Wikingern Germanen und Slawen, so eroberte und festigte er in seiner Jugend das Riesenreich des Großvaters, das er danach noch 50 Jahre im tiefsten Frieden regierte.

Und dann brach wieder der alte Gegensatz auf zwischen Schweden und Gauten auf der einen, und Dänemark auf der anderen Seite. Haralds Halbneffe Sigurd Ring kannte auch die keilförmige Schlachtordnung und rüstete zum schwedischen Befreiungskrieg mit Schweden,



Das Innere eines „Feuerhauses", die es heute noch auf alten Bauernhöfen gibt und sich kaum von denen aus vorgeschichtlicher und Sagazeit unterscheiden. Freilichtmuseum Skansen
Aufn. Schwedischer Verkehrsverband

Göten, Norwegern und Russen. Harald sagt ihm vorher den Kampf an, in dem das alte Sköldungengeschlecht untergehen sollte und Leires Vormacht auf immer erschüttert wurde.

Auf den Brávellir hatte man altem germanischen Brauch zufolge die Schlacht vereinbart, und Odin selbst steht als Lenker auf dem Streitwagen des uralten Harald. Die Sage hat sich dieser Schlacht angenommen und sie in düsteren, brennenden Farben gemalt: Vergebens fleht der greise Recke seinen Rosselenker um den Sieg an; aber auch die Schweden kämpfen im Keil. Und Bruni-Odins Keule zerschmettert Harald den Schädel.

Odin selbst führt Harald auf einem Wagen in den Totenhügel und legt noch seinen Sattel dazu. Aber in dieser Schlacht an der Brávik, wo sicher die starken schwedischen Bauernreiter den Sieg entscheidend beeinflußten, vollzog sich auf Jahrhunderte hinaus die Zurückdrängung der dänischen Vormachtstellung.

Mit Harald ruht sie im altersgrauen Grabe bei Ledberg.

Bauernsitte ist ein Schrein, worin gar viele uralte Heiligtümer des Volkes geborgen liegen.
Wilhelm Heinrich Riehl

Die 10. Tagung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

In den Tagen von Dienstag, dem 18. Mai 1937, bis Freitag, dem 21. Mai, hat in Gelsenkirchen die 10. Tagung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte", angeschlossen der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe e. V.", stattgefunden. Inmitten des Industriegebietes, das auf mehreren Fahrten nach verschiedenen Richtungen durchquert wurde, bot sich den zahlreich erschienenen Teilnehmern manches hier vielleicht unerwartet Bedeutsame und Eindrucksvolle an Denkmälern aus der Vorzeit, an Zeugnissen einer bodenständigen und überlieferungstreuen Kultur und an landschaftlichen Reizen und Eigentümlichkeiten. Wie auf den vorhergehenden Veranstaltungen der Art wechselten anregende Führungen in der Landschaft mit vertiefenden Vorträgen ab, und die Möglichkeit zu befruchtendem Gedankenaustausch wurde lebhaft genutzt.

Die Tagung erfreute sich der dankenswerten Anteilnahme der SS und der anderen Gliederungen der Partei und der Behörden. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler übersandte telegraphisch den Ausdruck seiner Wünsche für den Verlauf der Veranstaltung, wofür, wie auch für die sonstige Förderung, ihm im Namen aller Teilnehmer gedankt wurde.

Auf dem Begrüßungsabend des ersten Tages umriß zunächst Prof. Wilhelm Teudt die Grundgedanken seiner Arbeit. Er legte dar, daß ihr Ziel die Germanenkunde im völkischen Sinne sei, unter besonderer Ausrichtung auf die Erforschung der Geisteskultur unserer Vorfahren. Dr. Hans Spethmann bot in einem ausgezeichneten Lichtbildervortrag „2000 Jahre Ruhrland" einheimischen wie auswärtigen Besuchern einen fesselnden Einblick in das Wesen und Werden des schicksalreichen Landes an der Ruhr. Er verstand es, die geschichtliche Verwurzelung des heute so oft verkannten und für wurzellos gehaltenen Ruhrgebietes freizulegen. Damit erwies er diesem Lande einen Dienst, das in der Geschichte des deutschen Schicksals eine bedeutende Rolle gespielt hat und in dem an den folgenden Tagen die Freunde germanischer Vorgeschichte so manchen tausendjährigen Zeugen der hohen Kultur unserer Vorväter zu sehen bekamen.

Der nächste Tag brachte eine ausgedehnte Studienfahrt ins südwestliche Münsterland. Die alte Landwehr, die die Stammesgrenze zwischen Sachsen und Franken bildete, wurde besichtigt. In ihrem Verlauf erschien der „Timpel", eine Ringwallanlage, die Prof. Teudt als eine Kultstätte der Germanen erläuterte. Bei Borken wurde in besonderer Bereicherung des Programms eine soeben freigelegte Grabanlage aus der Jungsteinzeit besichtigt. Hier nahmen die Vertreter der zünftigen Spatenwissenschaft, Prof. Dr. Stieren und sein Mitarbeiter Dr. Hucke, Gelegenheit, ihre Bereitwilligkeit zur Teilnahme an den allgemeineren Aufgaben der Vorgeschichtsforschung zu bekunden. Die Gräberfunde waren von seltener Anschaulichkeit. Es handelt sich um einen Kreisgräberfriedhof, eine Bestattungsanlage, die sich im Anschluß an jungsteinzeitliche Einzelgräber durch die Bronzezeit bis ungefähr 700 n. Zw. erhalten hat. Weitere Besichtigungen zeigten ein Sippengrab, die sogenannten Düwelsteene bei dem Orte Heiden und den Niemenwall bei Haltern.

Der Studienfahrt folgte am Abend eine Vortragsveranstaltung. Es sprach der Präsident der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe", SS-Hauptsturmführer Prof. Dr. Wüst, München, über das Thema: „Der arische Sonnenheld". In der Gestalt des alt-indo-arischen, nur im frühesten Veda des 2. Jahrtausends vor Zw. belegten Gottes Trita aptya zeigte er ein sicheres Zeugnis des urindogermanischen, mit dem Sonnenjahrlauf eng verbundenen Eingottglaubens und zog aus der Art dieses Sonnen- und Gotteshelden Schlüsse, die für das Verständnis der Weltanschauung unserer Ahnen und somit auch für die ganzheitliche Weltanschauung des Nationalsozialismus von höchster kulturpolitischer Bedeutsamkeit sind. „Alle



Der „Timpel" bei dem Hofe „Schulte to Berge"
Aufn. Gudenberg

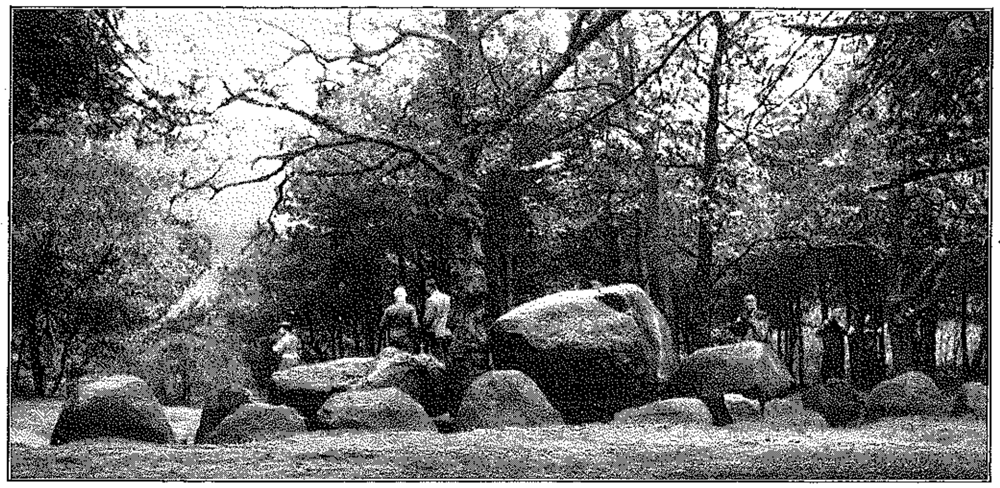
weltanschaulichen Lehren", so begann Prof. Wüst seine Ausführungen, „sind in Gegensatzpaaren verankert." Auch unser Kampf, in dem wir stehen, geht um eine Entscheidung in den letzten Dingen. Der Nationalsozialismus muß sich mit den weltanschaulichen Mächten der Vergangenheit auseinandersetzen, weil er selbst eine Weltanschauung ist. Ein vordringliches Thema ist natürlicherweise die Religion. Prof. Wüst ging es darum, den Indogermanen-Gott nachzuweisen, der im Gegensatz zu der bisher geflissentlich vertretenen Falschlehre ein monotheistisch aufgefaßter Gott ist. Somit setzte sich Wüst zunächst auseinander mit jenen Forschern, die aus nur zu durchsichtigen Gründen heraus behaupten wollen, daß die Indogermanen einen weltanschaulich wie sittlich höchststehenden Gottesbegriff nicht gehabt hätten. Einer der Hauptkämpfer der Gegenseite ist eine Wiener Schule unter Leitung des Anthropologen und Missionsforschers Wilhelm Schmidt. Aus einer vergleichenden Übersicht über die Gottesvorstellungen der Völker der Erde will diese Schule erweisen, daß zwar fast alle zum wenigsten eine Ahnung von einer monotheistischen Gottesvorstellung haben, daß aber nur die Völker, die der Welt die großen Kulturen geschaffen haben, die Indogermanen, ein anderes, tieferstehendes, dazu im einzelnen von den verschiedensten Seiten her „übernommenes" Gottesbild gehabt haben. Es ist aber eben nicht so, wie auch andere Vertreter der Wissenschaft bisher gesagt haben, daß ein Eingottglaube bei den indogermanischen Völkern nicht zu erkennen sei. In Zeugnissen, die zu den ältesten überhaupt zu rechnen sind, ist von einem Gott die Rede, der dem anderer Völker mindestens gleichkommt, der nicht nur Herr, sondern auch Vorbild der Menschen ist. Von ihm berichten die vorbuddhistischen Dichtungen der Inder, bei denen sich ältestes indogermanisches Geistesgut in einwandfreier Gestaltung erhielt. Dieser Gott, von dem die Veden an verschiedenen Stellen sprechen, hat den Namen „Trita Aptya", das heißt in wörtlicher Übersetzung: „Der Dritte, der mit dem Wasser zu tun hat"; er findet sich auch in den iranischen Überlieferungen, und bei den Griechen ist seine Spur in dem Zeus Tritos zu erkennen. Dieser Gott ist uralt, und in diesem Sinne sprechen auch die Dichtungen von ihm: er steht im Hintergrund, hinter den öfter genannten Gottheiten, weil diese seine Erben sind. Die Veden beziehen sich auf Trita wie auf einen Gott, der vorher war. Durch die Jahrtausende hindurch

hat sich Trita überall im indogermanischen Geisteserbe erhalten, so auch im deutschen Märchen.

Trita aptya ist der Sonnenheld. Er bestimmt den Ablauf des Jahres. Seine Eigenschaften sind kennzeichnend: er ist hell und glänzend, hat ein leuchtendes Roß, funkelnde Augen, er ist jugendlich und mutig, er ist der Held. Er muß verschwinden, in einem Brunnen untergehen, befreit werden, wieder neu auferstehen wie die Sonne nach dem düsteren Winter. In bildhaften Gedanken dieser Art stellen sich lebensstarke, seelisch ungebrochene, geistig unverbildete Menschen das Höchste und Tiefste der Welt in seelischer Schau vor. Trita beherrscht den Lauf der Sonne und damit die Arbeit und das Leben der Menschen. Eines vor allem unterscheidet Trita von den orientalischen Gottesvorstellungen: er „erlöst" nicht, sondern er lebt vor: er leidet nicht, weil Unrecht geschieht, sondern er lebt auf heldische Art vor. Er wird nicht theologisch aufgefaßt, sondern in dem Sinne, daß Weltanschauung die Vereinigung von Welt-Denken und Welt-Frömmigkeit ist.

Als Trita später theologisiert wurde, verblaßte er. Die anhaltende Verschlechterung des Blutes der alten Arier infolge der Mischung mit anderen Rassen zerstörte den geistigen Boden so hoher Gedanken. Die heldische Vorstellung des Gottes ging unter, weil priesterliche Spekulation seine Gestalt nunmehr moralisierend auffaßte. Im Herzen der Völker ist er jedoch in tausend Einzelheiten und Verwandlungen lebendig geblieben. —

Den Ausführungen von Prof. Dr. Wüst schloß sich ein nicht minder tiefgehendes Referat von SS-Hauptsturmführer Dr. Plaßmann an, das den „Arischen Sonnenhelden in der deutschen Sage" behandelte und ebenfalls bedeutsame und oftmals überraschende Hinweise und Deutungen brachte. Er kennzeichnete das Wesen der Heldensage dahin, daß sie von geschichtlichem Wollen bestimmt sei, dabei aber, ebenso wie das Märchen, aus dem ewigen mythischen Urgrunde schöpfte, der jenseits des geschichtlichen Vorganges liegt, aber den Hintergrund für alles einmalige Geschehen gibt, das dadurch in den Bereich des Zeitlosen und ewig Gültigen erhoben wird. Die beispielhaften Helden unserer Sage tragen so bis in die Neuzeit hinein die Züge des alten Sonnenhelden, wie er uns in den ältesten Schriften der verwandten indogermanischen Völker entgegentritt. Ist aber bei diesen Völkern frühe der Zustand der Bewußtheit eingetreten, so hat das germanische Bauernvolk ohne Schrift und ohne die reflektierende historische Bewußtheit das Bild des alten Sonnenhelden so treu bewahrt, daß wir all seine Züge in unserer Sage noch heute wiederfinden können.



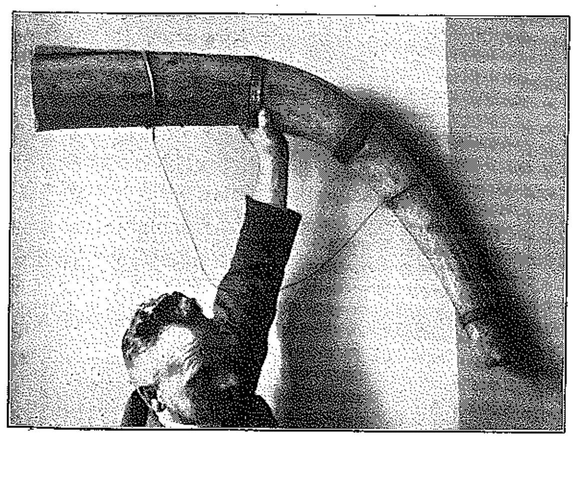
Die Düwelsteene bei Heiden
Aufn. Gudenberg

Suchgraben mit kennzeichnenden Bodenverfärbungen bei der Freilegung eines Kreisgrabenfriedhofes bei Borken.
Aufn. Gudenberg



Der Sonnenheld wird im Dunkel der Winterwende geboren und wächst im Dunkel auf; ebenso wie der Held der Sage, besonders der lichte Siegfried, im Dunkel einer Höhle bei den Schmieden aufwächst. Er erweist seine Sonnennatur durch eine gewaltige Tat, oder aber durch besondere Eigenschaften; in Sage und Märchen ist es vor allem das leuchtende Sonnenauge und das goldene Haar, an dem er kenntlich wird. Alle unsere großen Lichthelden haben diese Eigenschaften übernommen; sie alle schmieden in der dunklen Höhle selbst das Schwert, mit dem sie später den großen Drachen besiegen. Dies Schwert ist noch deutlich als Nachfolger des steinzeitlichen Hammers zu erkennen, der dem Donar bleibt und der in christlicher Zeit verteufelt wird, während das Schwert seinen lichten, heidnischen Sinn beibehält und immer wieder in seiner untrennbaren Verbundenheit mit dem sonnenhaften Helden erkennbar wird. Selbst die von der Sage beeinflußte mittelalterliche Geschichtsschreibung stattet zuweilen unsere großen Könige und Kaiser noch mit den Zügen des uralten Sonnenhelden aus.

An einer Fülle von Einzelheiten konnte Dr. Plaßmann dies Bild des alten Sonnenhelden in unserer Sage wieder lebendig werden lassen. Besonders aufschlußreich waren seine Ausführungen über die Vorstellungen von der goldhaarigen Jungfrau im Turm, die durch den Sonnenhelden befreit wird; oder von der Befreiung aus der Windelburg oder „Wurmlage", weil hierin der lebende Volksbrauch noch völlig mit der lebenden Sage übereinstimmt. Hinweise auf einige Gegebenheiten gerade der Osningmark lassen erwarten, daß auf diesem Gebiete noch zahlreiche hochwichtige Erkenntnisse in nächster Zeit zu erwarten sind. Die Darlegung eines einzelnen Zuges aus dem Mythos des Sonnenhelden war darum bemerkenswert, weil er unmittelbar auf steinzeitliche Gegebenheiten zurückweist: der Mythos von der Spaltung des Steins durch den Helden; ein Zug, der immer in Verbindung mit dem Drachenkampf auftritt. Die Spaltung des Steingrabes und die Wiederkehr ins Leben ist der sinnbildliche Gehalt, der aus der großen Übereinstimmung des Son-



Das Julhorn von Haltern, das noch bis vor 50 Jahren im Gebrauch gewesen ist
Aufn. Gudenberg

nenlaufes mit dem Heldenleben seinen Sinn erhalten hat. Die Fortführung der Forschung auf diesem bisher stark vernachlässigten Gebiete läßt Ergebnisse erwarten, die für die Wiederherstellung unserer uralten Glaubenswelt von größter Bedeutung sind.

Die zweite große Studienfahrt führte in das südliche Westfalen, wo zunächst die Anlagen des „Burgberges“ bei Östrich in der Nähe von Letmathe besichtigt wurden. Hier nahm auch der stellvertretende Gauleiter Westfalen-Süd, Pg. Vetter, der auch im übrigen der Veranstaltung reiche Förderung hatte zuteil werden lassen, an der Führung teil. — Auf der alten Wehranlage der Hohensyburg schilderte Museumsdirektor Brüns, Hagen, an Hand einwandfreier Zeugnisse, daß die Hohensyburg nicht nur Wehranlage, sondern ebenfalls eine kultische Stätte von besonderer Bedeutung gewesen sein muß.

Der Abend war wiederum einem Vortrag gewidmet. Otto Siegfried Reuter, der Verfasser des Buches „Germanische Himmelskunde“ im Verlag Lehmann, München, sprach über „Germanische Astronomie“. In seinem von innerer Wärme erfüllten Vortrag legte Reuter auf sachlich unanfechtbare Weise dar, daß die Germanen eine hochentwickelte Himmelskunde gehabt haben, die sowohl mythologische und religiöse Beziehungen erkennen läßt, als auch von überragender praktischer Bedeutung für die Schiffahrt gewesen ist, deren heute noch bewunderungswürdige Leistungen anders gar nicht möglich gewesen wären. Unsere Vorfahren sahen in den Sternen — was Reuter mit besonderem Nachdruck betonte — nicht Götter, wie die Babylonier etwa, sondern Zeichen Gottes und der Göttertaten; es darf hier also nicht von Astrologie, sondern ausschließlich von Astronomie gesprochen werden; so genügen die Beobachtungsreihen eines „Sternen-Oddi“ selbst heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen. Um so mehr Grund hatte die kirchliche Feindschaft, von einer „astronomia diabolica“ zu reden, sie zu bekämpfen und zu zerstören. Heute stoßen wir erst wieder langsam zu den Quellen und Zeugnissen über unser Altertum vor, wobei der Forscher gerade durch den immer noch lebendigen Haß der Gegenseite zu größter sachlicher Gewissenhaftigkeit verpflichtet ist. Darum betonte Reuter besonders die Notwendigkeit, sich unter Verzicht auf lockende Phantasiegebilde streng an das Nachweisbare und Greifbare zu halten, das allein schon eindrucksvoll genug ist.

Am Freitagvormittag besichtigten die immer noch zahlreichen Teilnehmer das Gelände bei Castrop, das durch den Namen „Langeloh“ auf alten Roßkult der Germanen hinweist. Das Langeloh liegt am Fuße einer Erhebung, die das sogenannte „Boken-“ oder „Baukenkreuz“ trägt. Dr. Huth hob in seinen Ausführungen den totenkultischen Charakter der germanischen und indogermanischen Roßrennen hervor, wie sie sich aus der schriftlichen Überlieferung nachweisen lassen. Diese Überlieferungen werden ergänzt und bestätigt durch die landschaftlichen Befunde, wie sie jetzt bereits an mehreren Stellen unter demselben Namen erkennbar sind. Fr. Wilms, Gelsenkirchen, teilte einige Sagen mit, die an diese Örtlichkeit geknüpft sind; besonders wichtig ist die Überlieferung, daß der Hügel einen „Glasberg“ als Wohnsitz einer Jungfrau getragen habe — ein Zug, den wir in weiter Verbreitung bei allen germanischen und vielen indogermanischen Völkern kennen. Dr. Plaßmann erklärte mit den unanfechtbaren Mitteln der Sprachwissenschaft vor allem den Namen „Boken“ oder „Bauken“, der unmittelbar auf das altsächsische „bokan“ = „Zeichen, heiliges Zeichen“ zurückgeht, und der wohl das einzige bekannte Zeugnis für das Fortleben dieses alten germanischen Wortes in seinem ursprünglichen Sinne ist. Auf dem „Bauken“ sind noch in jüngerer Zeit die Osterfeuer gebrannt worden; hierdurch ist der Zusammenhang mit dem friesischen „Bikenbrennen“ gesichert, das noch in jüngster Zeit auf Sylt üblich war (bokan heißt anglofriesisch beacen, neufriesisch biken). Der Name Langeloh bedeutet das Loh (Hain) bei der „Lange“; dies in ältester Form noch nicht nachgewiesene Wort muß eine Rennbahn bezeichnet haben (vgl. die Zeitwörter anlangen, gelangen usw.).

Im Verlauf der Tagung wurde den Teilnehmern bei vielen Gelegenheiten eine Fülle von anregenden Referaten und Vorträgen geboten, so vor allem von Prof. W. Teudt, dessen

Teil des Langeloh bei Castrop Rauxel
Aufn. Hans Bauer



Ausführungen über die Schlachten an der Weser im Verlaufe des Rachefeldzuges der Römer nach der Niederlage des Varus allgemeine Anteilnahme fanden. Dr. Paul Gerhard Beyer entbot die Grüße der Pflegstätte. Mehrmals trat der Leiter der Ortsgruppe Gelsenkirchen, Herr Fritz Wilms, hervor. Bei der Führung in der Landschaft stellten ihre Kenntnisse in dankenswerter Weise zur Verfügung: Heimatpfleger Heetmann, Museumsleiter Walters, Borken; Friedrich Fricke, Horn; Museumsleiter Brand, Herne; Oberbürgermeister Dr. Anton und Rektor Wiggermann, Castrop-Rauxel. Am letzten Tage wurden unter fachmännischer Führung Anlagen der Industrie besichtigt.

Mit einem Beisammensein auf Schloß Berge fand die Tagung ihren Abschluß.

Hans Bauer.

Zeitschriftenschau

Volkstum und Heimat, Jahrg. 4, Heft 3, 1937. Hans Niggemann, **Die Urosterfeier.** Niggemann hält das ursprüngliche Osterfest für die Frühlingsvollmondfeier und versucht eine tiefere Deutung des österlichen Brauchtums und seiner Sinnbilder (wie Ei, Hase u. a.) — Heinz Steger, Tod os, Tod os. Steger untersucht das Todaustreiben im niederschlesischen Brauchtum, wo es besonders lebendig blieb. Er teilt eine große Anzahl von Heischeliedern mit, die an diesem Tage von Gaben einheimsenden Kindern gesungen werden. Er ordnet sie nach seelenkundlichen Gesichtspunkten, so daß seine Sammlung als ein „Beitrag zur volkskundlichen Schau des schlesischen Menschen“ gelten kann.

Volk und Heimat, 13. Jahrg., Heft 4, April 1937. Werner Hülle, **Grundsätzliches zur Vor- und Frühgeschichte Bayerns.** Die heutigen Bayern sind größtenteils Nachkommen der Markomannen, die im 6. Jahrhundert aus Böhmen in das heutige Bayern einwanderten. Vor den Bayern haben dort Kelten, Glockenbecherleute, Schnurkeramiker und Träger der sogenannten Linearbandkeramiker gesessen, wenn wir nur bis in die Jungsteinzeit zurückgehen. — Friedrich Sprater, **Frühlingsbräuche in der Pfalz und der Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim.** Sprater berichtet über die Deutungen der Brezelstäbe, die am Sommertag in der Pfalz bei Umzügen getragen werden. An Zusammen-

hang dieser Stäbe mit den Radstangen der Felszeichnungen vom Kriemhildenstuhl — dem bekannten Steinbruch der Mainzer Legionen, der früher fälschlich Brunholdis-Stuhl genannt wurde — dachte zuerst Mehlis, der in ihnen Sonnenräder erkannte. Sprater schloß sich schon vor Jahren dieser Auffassung an, die die neuen Ausgrabungen bestätigten. Es wurde die Darstellung einer menschlichen Figur entdeckt, die eine Radstange trägt. Weiterhin ist in diesem Zusammenhang wichtig die keltisch-germanische Darstellung des „Jupiter“ mit dem Rade. Auf einem bei Krems gefundenen Steine sehen wir den Gott mit dem Radstabe in der Hand. Da die Angehörigen der Mainzer Legion, die in dem Steinbruch arbeiteten und die Felszeichnungen anbrachten, zum größten Teil einheimischer Herkunft waren, sind diese Zeichnungen wichtige Urkunden alteinheimischen Brauchtums.

Historische Zeitschrift, Band 155, Heft 2 und 3, 1936. Erwin Rundnagel, **Der Mythos vom Herzog Widukind.** Diese wichtige Arbeit beabsichtigt der Verfasser erfreulicherweise zu einem Buche auszugestalten. Die Entwicklung Widukinds zum deutschen Nationalhelden bahnt sich wie bei Armin in der Zeit des nationalen Humanismus im 16. Jahrhundert an. Wallfahrten zu seinem Grabe sind jetzt nicht mehr durch religiösen Wunderglauben, sondern durch die Ehrfurcht vor der vaterländischen Vergangenheit veranlaßt. Im 17. Jahrhundert wird Widukind gepriesen als „der Deutschen Ruhm, ihr Hektor, des Reiches Schutz und Pfeiler“. In einem andern Werk der damaligen Zeit über Widukind heißt es: „Was das Altertum an unserm Wittekind geliebt hat und was wir bewundert haben, bleibt ... und wird bleiben bis in alle Ewigkeit ... Widukind lebt und wird leben.“ Politische Färbung erhielt der Widukindmythos in den Freiheitskriegen, wie vor allem Fouqués Trauerspiel „Irminsul“ (1813) zeigt.

Neues Volk, Blätter des Rassepolitischen Amtes der NSDAP. 5. Jahrg., Heft 4, April 1937. **Der Schmuck nordischer Frauen.** In den Schmuckformen der deutschen Frau hat sich uraltes Erbe erhalten. Das wird durch Abbildungen erläutert. Der ungenannte Verfasser weist vor allem auf den Schmuck der Isländerin hin. Noch heute „schmückt in Island an hohen Festtagen der königsblaue, pelzverbrämte Mantel die Bäuerin wie eine Fürstin ... Der Stirnreif, den die isländische Bäuerin heute trägt, zeigt dieselben Formen, wie der, den vor tausend Jahren ihre Vorfahrin schmückte“. — Ewald Mangold, **Frankreich und die Germanenfrage.** Trotz Gobineau, de Lapouge u. a. ist die herrschende Richtung der französischen Geschichtsforschung darauf aus, die Bedeutung der Germanen für Frankreich zu verkleinern, ja sie völlig zu mißachten. Man möchte die französische Kultur als allein gallisch-römisch bedingt ansehen und ist nicht in der Lage, die germanischen Einflüsse gerecht zu beurteilen und vorurteilslos zu erforschen. Der Verfasser weist darauf hin, daß seit dem Mittelalter in Frankreich ein Rassenumschichtungsprozeß größten Ausmaßes zu beobachten ist. Das westische und das ostische Rassenelement gewinnen die Oberhand über das nordische, vorwiegend germanischer Herkunft. Frankreich steht vor wichtigen Entscheidungen: „Wenn es überhaupt einen guten Willen hat — und den will es haben! —, dann wird es sein erstes Bestreben sein, seine Meinung über die Germanen zu revidieren. Das wäre die erste entscheidende Tat in der langen Reihe neuer, lebenswichtiger Entschlüsse.“

De Wolfsangel, Strijdblad voor nederlandsch Volksbewustzijn. Nr. 12, Utrecht, Mai 1937. Das Maiheft bringt einen Aufsatz über die germanische Gotik, ferner über die altertümlichen Bräuche der Twente. Die Buchbesprechungen behandeln Veröffentlichungen von J. Rasch. Alle Beiträge stammen von ausgezeichnet unterrichteten Verfassern.

Die Tat, 29. Jahrg., 1. Heft, April 1937. Martin Ninck, **Andacht und Minne.** Ninck geht von der Frage aus, ob das Wort Andacht (ahd. anadaht) ein rein christlicher Begriff ist oder mit ähnlicher Bedeutung in germanische Zeit zurückreicht. Andacht bezeichnet allgemein jedes lebhafte „Darandenken“, insbesondere „fromme Andacht“. Es hat eine Entsprechung in dem Wort „Minne“, das ist „lebhaftes Gedenken, Erinnern“, später trat die dabei nicht wegzudenkende Liebe im Wortsinn mehr und mehr an die Oberfläche. Dies Wort nun führt in germanischen Kultbereich: das Minnetrinken, „Gedächtnistrinken“ ist germanischer Brauch, den die Kirche in die Heiligenverehrung übernahm. Der germanische Brauch bestand im Trunk aus dem Becher und Anrufung der Götter und war außer an Götterfesten auch beim Abschied und Wiedersehen üblich. „Totenkult und Wodanskult, diese Brennpunkte germanischer Religiosität sehen wir danach vom Herzfeuer der Minne genährt und beherrscht.“ Was Minne und Andacht im germanischen Sinne bezeichnen, wird aus Saga, Heldensage und Legende belegt (Rolf Kraki und Bjerki, Robert der Teufel, Die Marienritter). Es ergibt sich, daß Andacht ein germanisches Kulterlebnis meint, das bis ins 17. Jahrhundert lebendig blieb: es wird damit bezeichnet „die Inbrunst des Minnegedenkens, die bei entsprechender Steigerung zur Ausfahrt der Seele, zur Entrückung und zur Verbindung mit dem Herrn der Minne und seinem Gefolge schirmender Schildmädchen führte“. —

Das Volk, Märzheft, 1937. Martin Ninck, **Wilhelm von Orange.** Ninck gibt die Übersetzung einer Erzählung, die im 13. Jahrhundert in Island aufgezeichnet wurde. Der isländische Geistliche, der sie aufschrieb, hat sie selbst aus dem Altfranzösischen übersetzt. Die französische Urschrift dieser Fassung der Sage ist verloren. Ninck fügt seiner Übersetzung Erläuterungen hinzu. Es handelt sich um eine im geistlichen Sinne umgebogene Heldensage: zugrunde liegt das uralte Sagenmotiv des unerwartet auftauchenden rettenden Ritters, der wieder auf geheimnisvolle Weise verschwindet. Es lebt in vielen Erzählungen des Mittelalters fort und hat „die reifste Gestaltung in dem bekannten Gedicht von Robert dem Teufel gefunden“.

Volk und Rasse, 12. Jahrg., Heft 4, April 1937. Johannes Kretschmar, **Zur Frage der frühen Selbständigkeit der altgermanischen Jugend.** Riedner hatte darauf aufmerksam gemacht, daß im alten Island Knaben und Mädchen früh selbständig werden. Der Knabe gelte mit zwölf Jahren als Erwachsener: er „darf auf dem Thing sich sehen lassen und nimmt an kriegerischen Fehden im Lande teil“. K. will eine Erklärung des Tatbestandes versuchen. Er tritt zunächst dem Irrtum entgegen, als handele es sich um eine frühe körperliche Reife. Dann legt er dar, daß der altnordische Knabe vielmehr eine frühe „kulturelle Reife“ erreiche. Die beobachtete Frühreife sei „charakterliche Reife, ... frühe Entwicklung bestimmter seelischer Erbanlagen“. — Dagegen muß festgestellt werden, daß diese Formulierungen ebenfalls irreführend sind: das Wort Reife ist nicht am Platze. Der nordische Mensch entwickelt sich spät; und wenn die körperliche Reife spät erfolgt, dann erst recht die geistige. Die von K. angeführten Tatsachen sind also anders zu verstehen. Es handelt sich darum, daß die Art und Weise der Erwachsenen sich bei den Kindern spiegelt, ohne daß diese deshalb erwachsen und reif sind. Es muß außerdem die Besonderheit isländischer Verhältnisse berücksichtigt werden, die nicht ohne weiteres verallgemeinert werden können. Der Aufsatz macht aber auf einen wichtigen Sachverhalt aufmerksam und bringt manches Beachtliche vor.

NS.-Monatshefte, Nr. 84, März 1937. Ruth Köhler-Irrgang, **Kulturgeschichte in Bildteppichen.** „Der gewirkte oder gestickte Wandteppich ... schmückte die Wände der germanischen Königshalle und spannte sich von Pfosten zu Pfosten in den Hallen der freien wehrfähigen Bauerngeschlechter ... Von einer Einführung der Wirk- und Stickereiteppiche im Anschluß an die frühe Berührung germanischer Stämme mit Mittelmeer- und Orientkulturen oder etwa erst im Gefolge der Kreuzzüge kann nicht die Rede sein. Die auf uns gekommenen frühen Erzeugnisse dieser Techniken in Nordeuropa tragen ein ausgesprochenes germanisches Gepräge in der Ausführung sowohl wie in der Musterführung, so daß mit einer schöpferischen Eigenwüchsigkeit dieser Kunst bei germanischen Stämmen gerechnet werden muß.“ Nach Anführung von Zeugnissen aus Edda und Saga erläutert die Verfasserin die Entwicklung der Bildteppiche in den germanischen Ländern. Dem Aufsatz sind dreizehn Bilder beigefügt.

Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrg. 12, Heft 4, 1936. Reinhard Drüner, **Über den Begriff der Naturgeschichte des Volkes.** Eine tiefgründige Darlegung im Anschluß an einige Grundeinsichten von Riehl, deren Recht gegenüber Irrtümern neuerer volkskundlicher Lehre verteidigt wird. Riehl hat den Kampf um die Erhaltung der Volksart wesentlich als einen Kampf um die Erhaltung der Ferne aufgefaßt. Der Lebensraum des Bauern ist nicht lediglich der Nutzraum, sondern zu ihm gehört die Ferne, der Horizontring. Der Jahrgang der Sonne um den Horizont ist das Sinnbild des Lebens überhaupt.

Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrg. 13, Heft 1, April 1937. Rudolf Luck, **Führertum und Gefolgschaft.** Organische Verbände beruhen seit Urzeiten auf der Polarität Führer—Volk. Seelenkundlich erklärt sich dieser Sachverhalt aus der Zweiteilung der Menschen in vorwiegend wirkende und vorwiegend empfangende Seelenträger. Jede Form des Despotismus zerstört die symbiotischen Verbände. Das Bild des echten Führers im Gegensatz zum Despoten wird an Gestalten in Adalbert Stifters Witiko aufgezeigt.

Dr. Otto Huth.

Die Fundgrube

Ein Bericht über die Wilde Jagd aus dem Jahre 1862. Dieser Bericht ist entnommen aus dem Manuskript „Sturm und Sonne, Erinnerungen aus großer Zeit für meine Kinder" von Prof. Dr. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M. (1858—1864).

„Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch noch einer völlig unaufgeklärten Begebenheit in Grevenbrück Erwähnung tun, die selbst dem nüchternen Papa viel Kopfzerbrechen gemacht hat:

Im Juni 1862 war es, als er an einem Freitagabend von Bodelschwinghs in Bamenohl, die mit uns sehr befreundet waren, besuchte. Er blieb zum Abendbrot dort und ging erst gegen Mitternacht heim. Es war ein wundervoller mondheller Abend. Die Chaussee lag zwischen dem Flüßchen Lenne und steilen, mit Buschwerk von jungen Eichen und Buchen bewachsenen Bergen. Tiefste Einsamkeit, nur ein schwarzer Hund läuft plötzlich über den Weg, da wird's nebenan auf den Bergen lebendig: ein Brechen, ein Balgen in dem Geäst, ein Rieseln von Geröll und Steinen, und dabei ein Wutgeschrei und grausiges Geheul von Stimmen, als ob Dutzende von Menschen dort oben rauften, massakriert und ermordet würden. Ein Grausen hat den Papa erfaßt, daß ihm sich die Haare sträubten und er in größter Hast nach Hause rannte, dort totenbleich in Schweiß gebadet ankam, sich ganz erschöpft aufs Bett warf und mir erst nach langer Zeit sein Erlebnis mitteilte. Er glaubte nicht anders, als daß durch die vielen fremden Bahnbauarbeiter, Polen und Italiener, ein fürchterliches Massaker verübt sei. In diesem Sinne machte er auch gleich anderen Morgens dem Bürgermeister von Bielstein Mitteilung und bat ihn, noch am selben Nachmittag den Tatort zu besichtigen. Dieser sagte auch zu, aber mit einer etwas eigentümlichen Bemerkung, die Papa ihm sehr übelnahm. Als aber beide Herren mit ihren Beamten den Bergkamm absuchten, fanden sie auch nicht das Geringste, was von einer Rauferei und Balgerei, noch gar von Mord und Totschlag hätte zeugen können. Kein Ästchen war geknickt, keine Fußspur zu entdecken, auch nichts von abgebröckeltem Geröll und Fußspuren. Papa war nicht wenig verblüfft, und als nun gar der Bürgermeister anfing, ihm etwas spöttisch zu insinuieren, er habe sicherlich die ‚Wilde Jagd' gehört, wurde er ganz empört, ob dieser kindischen Zumutung, wofür der obige Herr nur ein Achselzucken und den Trost hatte: Papa sei nicht der erste, der sie gehört habe. Papa ging noch am selbigen Tage nach Bamenohl und machte dem Baron von Bodelschwingh Mitteilung von seinem Erlebnis. Dieser machte nichts weniger als ein spöttisches Gesicht, ließ seinen Jäger rufen und bat, doch demselben sein Erlebnis zu erzählen. Der Mann, ein ernster und Zutrauen erweckender Mensch in mittleren Jahren, nickte bei allem, was er hörte, verständnisvoll, fragte nach diesem und jenem, so auch, ob nicht ein schwarzer Hund über den Weg gelaufen sei, und anderes mehr, und erklärte dann, Papa habe die ‚Wilde Jagd' gehört, wie er selbst schon verschiedene Male, was ja auch sein Herr wisse. Soviel und solange auch über die Sache verhandelt und untersucht wurde, es führte zu keinem aufklärenden Resultat."

Vater Schmidt war in Grevenbrück Direktor der „Germania-Hütte", eines kleinen Hochofenwerkes von Gabriel und Bergenthal. Die Schilderung stammt von der Mutter des Verfassers, der sie selbst von seinem Vater in gleicher Weise mehrfach gehört hatte. Wie der Verfasser ausdrücklich betont, trank sein Vater niemals Alkohol. Die Dämonologen und Pathologen mögen sich nun darüber streiten, ob bei diesem zielbewußten Mann der Wirtschaft Erscheinungen wie Angst, Epilepsie und Geistesschwäche vorauszusetzen sind. Wir wollen diese einwandfreie Überlieferung hiermit lediglich als Tatbestand bekanntgeben.

Pl.

Berichtigung: In dem Leitaufsatz von Dr. Viergutz in Heft 5/37 wurden auf Seite 132 die Fußnoten vertauscht. Wir bitten, dies zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Viergutz, Lieipzig. D. A. I. Vj. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Pinted in Germany.

Leipzig, Juli 1937 Heft 7

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens